

Zeitschrift: Jahrbuch der Schweizerischen Gesellschaft für Schulgesundheitspflege
= Annales de la Société Suisse d'Hygiène Scolaire

Herausgeber: Schweizerische Gesellschaft für Schulgesundheitspflege

Band: 20/1919 (1919)

Rubrik: Jugendbildung und Volkswirtschaft : ein Mahnwort an das
Schweizervolk

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 21.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Jugendbildung und Volkswirtschaft

Ein Mahnwort an das Schweizervolk.

Zur Einführung.

Die Herausgabe der nachfolgenden Arbeiten ist der Anregung und dem Opfersinn des im Januar 1919 verstorbenen Großkaufmanns *Dr. Theodor Reinhart in Winterthur* zu verdanken.

Wie kommt es, daß wir in der Schweiz so viele vortreffliche Handwerker haben, die von auswärts — namentlich den deutschen Staaten — gekommen sind, und es mit Fleiß und Geschick im besonderen Grade zu einer angesehenen Stellung brachten, ja einzelne Handwerkszweige eigentlich okkupiert haben? Sind die Schulen, aus denen sie gekommen sind, besser als die unsrigen? Sieht man dort eher darauf, als bei uns, die heranwachsende Jugend volkswirtschaftlich und ethisch zu nützlichen Gliedern der menschlichen Gesellschaft zu erziehen? Versteht man es eher, der Jugend Arbeitsfreudigkeit, Pflichtbewußtsein, Stärkung der körperlichen, intellektuellen, sittlichen Kräfte und nicht bloß Wissen, sondern Können durch den Schulunterricht und die Erziehung zu vermitteln?

Diese Fragen beschäftigten Dr. Reinhart ernstlich während der volkswirtschaftlichen Härten des Weltkrieges. Er bekundete den Willen, ein Preisausschreiben zu veranlassen, das Aufklärung bringen sollte über diese Fragenkomplexe. Von sachkundiger Seite wurde ihm abgeraten mit der Begründung, einmal daß ein Einzelner diese, für unser Land so wichtigen Fragen nicht nach allen Gesichtspunkten, die dabei in Betracht zu ziehen sind, zu überschauen und fruchtbringend zu bearbeiten vermöchte. Und sodann, weil Leute von Erfahrung, die aus dem Vollen schöpfen, nicht mehr leicht zu veranlassen sind, an die Lösung einer Preisaufgabe heranzutreten.

Aus diesen Erwägungen folgte Dr. Reinhart dem Rat, es sei zu versuchen, einzelne erfahrene, bewährte, weitsichtige Fachleute herbeizuziehen und auf diese Weise die gestellten Fragen zu möglicher Abklärung zu bringen.

Wegleitend war dabei weiter, daß nicht alles abgestellt werden kann auf die Schule, daß vielmehr immer und immer wieder hingewiesen werden muß, daß das Fundament aller Erziehung die Familie und die Grundlegerin der Jugendwohlfahrt die Mutter ist.

Ferner fällt in Betracht, daß bei einer derartigen Untersuchung man nicht auf Handwerk und Gewerbe sich beschränken darf, sondern auch die andern Lebensgebiete der volkswirtschaftlichen Tüchtigkeit des Schweizervolkes mit einbeziehen muß.

So bezwecken denn die nachfolgenden Arbeiten die Behandlung der Beziehungen der Jugendbildung zur Volkswirtschaft. Sie wollen und sollen in ernster Zeit ein Mahnwort an das Schweizervolk sein. Ohne auf Vollständigkeit Anspruch zu machen, beleuchten sie von den angegebenen Gesichtspunkten aus, die verschiedenen Hauptgebiete unserer Jugendbildung.

Möge diesen Arbeiten einzeln und als Ganzes in den weitesten Kreisen unseres Volkes Beachtung geschenkt werden! Mögen sie fruchtbringend wirken auf Haus und Schule und als Wegweiser dienen für die Mehrung der volkswirtschaftlichen Tüchtigkeit der Schweizerjugend!

Dann ist der Zweck der Herausgabe der Arbeiten und damit der Wunsch des Stifters, Dr. Theodor Reinhart, erfüllt.

Zürich, im September 1919.

Dr. F. Zollinger,

Sekretär des kant. Erziehungswesens.

Zurück zu Pestalozzi!

Von Dr. W. KLINKE.

In wenigen Jahren ist ein Jahrhundert verflossen, da Pestalozzi, der große Menschenfreund, nach einem aufopferungsvollen Leben und Wirken im Dienste der Erziehung des Menschengeschlechts seine Augen für immer schloß. Ist seine Saat aufgegangen? Hat seine Aufopferung die Früchte, die er erhoffte, gezeitigt?

Auf den ersten Blick mag es wohl so scheinen! Haben wir in unserm Lande nicht ein wohlausgebautes Erziehungswesen, das den Bildungsbedürfnissen aller Stufen Rechnung trägt? Wird bei uns nicht jedem Kinde ermöglicht, unentgeltlich unsere in demokratischem Geiste organisierte und im Sinne Pestalozzis geleitete Volksschule zu besuchen? Besteht nicht ein reicher Kranz von mannigfaltigen Fürsorgeeinrichtungen, in denen Jünger und Jüngerinnen Pestalozzis an armen, kranken, elenden und schwachen Kindern ein Werk der Liebe tun? Wäre man da nicht versucht zu sagen: Wie herrlich weit haben wir's gebracht, wie stark und mächtig haben wir die Erziehungsideen Pestalozzis in die Tat umgesetzt!

Was aber, fragen wir, würde Pestalozzi sagen, wenn er heute den Erfolg seiner Bestrebungen sehen könnte? «Ihr habt mich nicht verstanden!» würde er ausrufen. «Ihr hietet das Äußere meines Tuns für den innern Zweck! Wenn ich Armenanstalten errichtete, so wollte ich die Kinder der Armen zu Menschen erziehen, die dereinst imstande sein werden, ihren Nachkommen selber in ihrem Kreise eine geordnete Erziehung zuteil werden zu lassen. Als die höchste und beste Form aller Erziehung gilt mir die Erziehung in der Familie durch die Familie. Als höchstes Ziel schwebte mir vor die Emporbildung der innern Kräfte der Menschennatur zu reiner Menschenweisheit durch die häuslichen Verhältnisse als die ersten und vorzüglichsten Verhältnisse der Natur. Was aber sehe ich heute?

Die wirtschaftlichen Verhältnisse und der Geist eurer Zeit haben das Familienleben in weiten Kreisen zerstört. Infolge der Bequemlichkeit und des mangelnden Verantwortlichkeitsgefühls vieler Eltern werden die heiligsten Erzieheraufgaben auf unzulängliche staatliche Einrichtungen abzuwälzen versucht. Ist diese große und mannigfaltige Zahl von Fürsorgeeinrichtungen und Fürsorgeanstalten, die ihr besitzt, nicht gerade ein Beweis der Schwäche eurer Zeit? Spricht nicht all das dafür, daß die Wurzeln des Familienlebens vielerorts faul sind? Gewiß wird es immer Schwache und der Hilfe Bedürftige geben. Aber erliegen nicht heute viele Eltern der Versuchung, die zahlreichen Fürsorgeeinrichtungen für ihre Kinder ohne Not in Anspruch zu nehmen, nur, um sich aus Bequemlichkeit und Nachlässigkeit ihren natürlichen Pflichten zu entziehen? Habt ihr nicht durch eine falsch verstandene Humanität oder durch eure Schwäche ein verweichlichtes Geschlecht herangezogen, das zu wenig Kraft in sich fühlt, selber mit dem Leben fertig zu werden?» So etwa würde Pestalozzi heute sprechen! Pestalozzis sozialpädagogische Grundidee ist: Die Volkswohlfahrt muß im engen Kreise der Familie begründet sein! Das Haus, als die einfachste individuelle Gemeinschaft, ist die geeignetste Stätte für die Erziehung. Hier besteht eine natürliche Zusammengehörigkeit; hier finden sich gemeinsame Interessen. In diesem Kreise sind unter normalen Verhältnissen auch sonst alle Voraussetzungen für die Erziehung am besten erfüllt. «Zurück zu Pestalozzi!» heißt für uns: Hebung und Stärkung des Familienlebens als der sichersten Grundlage der Erziehung und der Volkskultur! Unzählige Male und in der verschiedensten Form hat Pestalozzi diese Grundidee zum Ausdruck gebracht. So schreibt er:

«Das häusliche Leben in seiner Reinheit ist das Höchste, das Erhabenste, was für die Erziehung unseres Geschlechtes auch nur geträumt werden kann.»

«Die häuslichen Freuden der Menschen sind die schönsten der Erde, und die Freude der Eltern über ihre Kinder ist die heiligste Freude der Menschheit.»

«Wo Liebe und Tätigkeit für Liebe im häuslichen Kreise wahrhaft stattfinden, da darf man im voraus aussprechen, kann die Erziehung im wesentlichen beinahe nicht mehr fehlen; das Kind muß, es kann beinahe nicht anders als gut werden. Man

darf mit Bestimmtheit aussprechen: Wo immer ein Kind nicht wohlwollend, nicht kraftvoll und tätig erscheint, da liegt ganz gewiß zum großen Teil die Schuld darin, daß seine Liebe und seine Tätigkeit für Liebe im häuslichen Leben nicht, wie sie sollten, Nahrung und Leitung gefunden. Wo immer das Kind des Menschen dieses rein findet, da wird es gewiß gut und kraftvoll.»

«Von der Wohnstubenerziehung allein geht die Wahrheit, die Kraft und der Segen der Volkskultur aus. Wo keine Wahrheit, keine Kraft und kein Segen in der Wohnstube des Volkes ist, da ist keine Wahrheit, keine Kraft und kein Segen in der Volkskultur, da besteht keine wirkliche Volkskultur!» So Pestalozzi!

Also Wohnstubenerziehung, Erziehung im häuslichen Kreise durch die häuslichen Verhältnisse, das muß die Grundlage aller wahren Erziehung und aller wahren Volkskultur sein!

Aber wie steht es heute? Tausend und abertausend Kinder sind dem Kreise der Familie und damit den mächtigsten Anreizen zu ihrer Entfaltung beinahe gänzlich entzogen. In einer erschreckend grossen Zahl von Fällen haben das Säuglingsheim, die Kinderkrippe, der Kindergarten und die Schule mit ihren immer zahlreicher werdenden Fürsorgeeinrichtungen wie Schülerspeisung und Kleidung, Jugendhorten, Ferienkolonien, Ferienversorgung, Jugend- und Lehrlingsheimen, Jugendorganisationen usw. die Aufgaben der Familie übernommen. Und nicht nur in den Arbeiterkreisen, auch in vielen wohlhabenden Bürgerfamilien hat der erziehliche Einfluß in besorgniserregender Weise abgenommen.

Woher kommt dieser Verfall der Familie? Warum versagt sie bei ihren heiligsten Aufgaben? Eine Hauptschuld trägt hieran die allgemeine Zeitlage, der sittliche Materialismus der Gegenwart: Die heutige Zeit ist von Lebens- und Sinnengier beherrscht. Das Aufblühen von Handel und Industrie während der letzten Jahrzehnte haben weiten Kreisen wachsenden Wohlstand und damit die Möglichkeit verschafft, dieser Lebens- und Sinnengier in vermehrtem Maße zu frönen. Eine oberflächliche Welt- und Lebensanschauung, das Evangelium vom Sichausleben, das Schwinden der Einfachheit der Sitten haben die Grundlagen eines idealen Familienlebens erschüttert. Der Reichtum kann ein Zerstörer des Familienlebens werden, gleich

wie die Armut. Das öffentliche Leben, die gesellschaftlichen «Verpflichtungen», das Vereinsleben und politisches Strebertum hemmen die Pflege des Familienlebens in den besser gestellten Volkskreisen. Hier sucht man sich seiner Erzieherpflichten durch ökonomische Opfer zu entledigen. Man hat's, man kann sich's leisten! Und so werden Bonnen, Gouvernanten, Erzieher und Erzieherinnen angestellt oder Erziehungsinstitute in Anspruch genommen. «Was tut aber jener reiche Mann», sagt Rousseau, «dieser so beschäftigte Familienvater, der da meint, er sei genötigt, seine Kinder zu vernachlässigen? Er bezahlt einen andern, um die Pflichten, die ihm lästig sind, zu übernehmen. Feile Seele! meinst du, für Geld deinem Sohne einen andern Vater geben zu können?»

Und noch eins! Wir haben keine Zeit mehr für die Erziehung. Der Fluch unserer Zeit ist, daß wir zu nichts mehr Zeit haben — als zum Erwerb, zur Jagd nach dem äußern Glück! Wir haben keine Zeit mehr zur Selbstbesinnung, zur innern Einkehr, zur Innenkultur. Man lebt heute mehr, um Geld zu verdienen, statt daß man Geld verdient, um vernünftig leben zu können. Das Hasten und Jagen nach Verdienst, nach Erwerb, nach Reichtum, der wirtschaftliche Wettlauf, ein gegenseitiges Sichüberholen, ein nervenaufreibender Konkurrenzkampf hat unserm Dasein die Ruhe und eine gewisse Beschaulichkeit geraubt, die grundlegend für die Pflege eines idealen Familienlebens sind. Die «gute» alte Zeit ist gewiß ein Märchen! Gar vieles ist heute besser, aber bei weitem nicht alles. Ein Mangel von heute, der sich auch in der Erziehung bitter rächt, ist eben, daß wir kaum mehr Zeit zum wirklichen Leben haben. Wie sollen diese überreizten, übermüdeten, nervösen Familienväter, die für ihre Kinder kaum einen Lappen ihrer so kostbaren Zeit übrig haben, die zur Ausübung der Erziehung nötige Ruhe und Konzentration finden:

«Wir sind nervös! den Alten

War fremde diese Klage.

Ach das Sekundenspalten

Schuf uns die böse Plage!» (D. Haek.)

Also mehr Beschaulichkeit, mehr Selbstbesinnung, mehr Ruhe und Einfachheit, dann werden wir auch wieder ein anspruchloseres und weniger genußsüchtiges Geschlecht heranziehen können!

Zersetzend auf den erzieherischen Einfluß der Familie hat ferner die allgemeine Geistesströmung der Gegenwart gewirkt. Unsere Zeit ist gekennzeichnet durch den Geist der Verneinung, der Aberkennung jeder Autorität, durch ein Haschen nach Originalität und einen falschen Persönlichkeitskultus. Man glaubt, tolerant zu sein, ist aber schwach. Man spricht in der Erziehung einem freien Gewährenlassen das Wort, einer Erziehung durch die Freiheit zur Freiheit, weil man überhaupt nicht weiß, was man tun soll. Man will dem Kinde nichts mehr zumuten, aus Furcht, etwas Unrichtiges zu verlangen. Es herrscht Verweichlichung und Verwöhnung, ein allzufrühes Anteilnehmen der Kinder am Leben der Erwachsenen, aber keine Erziehung zu treuer Pflichterfüllung im Kleinen. Keine Erziehung zum Verzichten und Entsagen einerseits und keine Entwicklung einer Tatenergie anderseits. Man schlägt das Gewissen der Jugend gewaltsam tot. Statt daß man in den Kindern die Anschauung erhält, daß es an ihnen selbst liege, wenn es mit ihnen nicht recht geht, macht man ihnen von allen Seiten glaubhaft, daß die Schuld in allem Möglichen zu suchen sei, an ungerechten Lehrern, an unvernünftigen Anforderungen in der Schule, an schlechten Kameraden usw.; immer wird die Schuld bei andern gesucht, nur nicht bei ihnen selbst. Zu alledem herrscht in Elternkreisen eine gewisse Zweifelsucht und Mutlosigkeit. Es fehlt an Vertrauen zu sich selbst, an dem Glauben zur Befähigung für die Erzieheraufgabe. «Unsere Väter und Mütter sind fast allgemein aus dem Bewußtsein, daß sie etwas, daß sie alles für die Erziehung ihrer Kinder tun können, herausgefallen. Dieser große Abfall der Väter und Mütter vom Glauben an sich selbst ist die allgemeine Quelle der Bodenlosigkeit unserer Erziehungsmittel.» (Pestalozzi.)

Statt den Grund und die Ursache der Erfolglosigkeit der Erziehung bei sich selbst zu sehen, sucht man nach einem Sündenbock; man beschuldigt die Schule, die Gesellschaft, die äußern Verhältnisse. Man möchte die Verantwortung von sich abwälzen. Man sucht nach allen möglichen Heilmitteln und Universalerziehungsmethoden. Und doch gibt es nur ein Mittel: Man muß wieder zum Glauben an sich kommen und zur Einsicht, daß man, um andere zu erziehen, immer wieder bei sich selbst anfangen muß. Denn bei der Erziehung handelt es sich stets um eine meist unbewußte und ungewollte Übertragung unserer

Eigenschaften auf die Heranwachsenden. Wenn die Eltern den Willen und die Kraft zu ihrer eigenen Vervollkommenung haben, dann ist auch der Glaube an ihre Befähigung zur Lösung ihrer Erzieheraufgabe berechtigt. Also mehr Selbstvertrauen, mehr Vertrauen auf die eigene Kraft!

Die Hauptschuld, daß sich der Einfluß der Familienerziehung in der Gegenwart abgeschwächt hat, tragen aber — wenigstens bei den weniger bemittelten Volksklassen — die gegenüber früher durchaus veränderten wirtschaftlichen Verhältnisse, die sozialen Nöte unserer Zeit. An Stelle der Werkstatt ist der Fabriksaal, an Stelle des Kleinhandwerks ist die Großindustrie getreten mit ihren Riesenbetrieben, an Stelle des Handarbeiters der Industriearbeiter. Dies ist von einschneidender Bedeutung für das Leben in der Familie und damit für die Erziehung gewesen. Das Kind sieht den Vater, seinen Ernährer, nur noch zur Arbeit gehen und von der Arbeit kommen; aber es sieht ihn nicht mehr bei der Arbeit. Es erfährt nicht die Heiligkeit des Spruches: Im Schweiße deines Angesichtes sollst du dein Brot essen! Es erfährt nicht frühzeitig genug die Ehrfurcht vor jeder ernsthaften Arbeit. Es hat nicht Gelegenheit, frühzeitig seinen Nachahmungstrieb zu betätigen und mit seinen schwachen Händen, wenn auch nur spielend, mitzuhelfen. Die Arbeit und die Arbeitsstätte des Erwachsenen ist als mächtiger Faktor bei der Erziehung heute leider meist ausgeschaltet. Nur in der bäuerlichen Familie sind die Verhältnisse die gleichen, wie ehemals. Hier wächst das Kind gleichsam in die Arbeit hinein, und die Vielgestaltigkeit dieser Arbeit bildet die trefflichsten und mannigfaltigsten Reize zu seiner Entwicklung.

Am schwersten aber ist das Familienleben dadurch getroffen worden, daß die Mutter ihrer eigentlichen natürlichen Aufgabe durch die sozialen und wirtschaftlichen Verhältnisse immer mehr entfremdet worden ist, daß auch sie genötigt ist, mit für den Lebensunterhalt zu sorgen und deshalb tagsüber von Hause fort ist. So sind die Kinder auf der Straße, in der Schule — auch die Speisung und Beaufsichtigung der Schüler der weniger bemittelten Bevölkerung erfolgt durch die Fürsorgeeinrichtungen der Schule — und so sinkt das Haus immer mehr zur gemeinsamen Schlafstätte herab; das Leben der einzelnen Familienglieder spielt sich außerhalb des Hauses ab. Vor allem darf im Familienleben die Mutter nicht fehlen. Keine Mutter, kein wahres

Familienleben! Keine Mutter, keine vollendete Erziehung! Durch die Mutter wird die Familie erst zur Kraftstation der Erziehung! Wenigstens durch die Mutter, von der Pestalozzi in Lienhard und Gertrud sagt:

«So gehet die Sonne Gottes vom Morgen bis am Abend ihre Bahn. Dein Auge bemerkt keinen ihrer Schritte, und dein Ohr höret ihren Lauf nicht; aber bei ihrem Untergang weißt du, daß sie wieder aufstehet und fortwirkt, die Erde zu erwärmen, bis ihre Früchte reif sind. Dieses Bild der großen Mutter, die über der Erde brütet, ist das Bild der Gertrud und eines jeden Weibes, das seine Wohnstube zum Heiligtum Gottes erhebt und ob Mann und Kindern den Himmel verdient.»

Als Napoleon I. sich einst äußerte, daß die alten Erziehungssysteme nichts taugen und fragte, was eigentlich fehle, damit die Jugend Frankreichs eine gute Erziehung erhalte, da antwortete Madame de Campan: «Mütter!» «Sieh' da», soll Napoleon entgegnet haben, «ein Erziehungssystem in einem einzigen Wort». Der Charakter der Mutter bildet die sicherste Gewähr für den Charakter des Kindes. Zum Schutze des Kindes, zur Erhaltung der Art, hat die Natur die Kindesliebe in die Mutter gelegt. Darum fällt es gerade ihr am leichtesten, sich all den Mühen und all der entsagungsvollen Arbeit, die das Erziehungswerk bringt, zu unterziehen, und wenn es sein muß, sich selbst für das Wohl des Kindes aufzuopfern. Nichts kann sie von dieser heiligen Pflicht entbinden! Ihr kommt namentlich die Erziehung zur Menschlichkeit zu; sie kultiviert die Gefühle, die Grundlage für die Charakterbildung. Sie ist es, die die sittlich-religiöse Anlage im Kinde am besten zur Entfaltung bringen kann. Aus den Lebensbeschreibungen zahlreicher bedeutender Männer wissen wir, wie der Einfluß der Mutter oft erst im spätern Leben der Kinder noch zur Geltung kommt. Wo die Mutter gut und tüchtig, da ist immer noch Aussicht, daß die Familie zusammengehalten wird, auch wenn der Vater versagen sollte.

Tufnel erzählt in einem englischen Schulberichte, daß in einer großen Fabrik, wo auch viele Jugendliche beschäftigt werden, der Geschäftsführer stets, bevor er einen Knaben anstellte, sich nach dem Charakter der Mutter erkundigte. Fiel die Auskunft zufriedenstellend aus, so konnte er ziemlich sicher sein, daß sich der Junge gut halten würde. Nach dem Charakter

des Vaters wurde nicht weiter gefragt. Freilich darf nicht übersehen werden, daß das männliche Prinzip für die Willens- und Charakterbildung namentlich in den spätern Jahren der Kindheit recht wertvoll ist; aber in den ersten Jahren, d. h. in der für die Erziehung weitaus wichtigsten Zeit, überwiegt naturgemäß der Einfluß der Mutter, weil sie für das Kind der Inbegriff von Schutz und Schirm und Fürsorge ist.

«In der Familie liegen die Wurzeln der Humanität!» (Paulsen). Die Familie bedeutet beinahe die Erziehung. Die Familie ist und bleibt der natürliche Mittelpunkt der Erziehung; denn die Erziehung besteht vor allem im Vorleben, nicht im Vorpredigen. In der Erziehung ist das Beispiel alles! Darum weniger lehren, verbieten und gebieten, aber desto mehr vormachen! Nur wer sich die Macht des Beispiels vergegenwärtigt, erfaßt das Wesen der Erziehung in seiner ganzen Tiefe und begreift den Erfolg oder Mißerfolg seiner erzieherischen Wirkung. Das Bild, das dem Kinde von den Personen seiner Umgebung in die Seele fällt, lebt fort in ihm, es ist unauslöschlich! Eltern, so lange ihr nicht selbst so seid, wie ihr wünscht, daß euere Kinder sein sollen, dürft ihr weder sie noch die Welt anklagen!

«Es spiegeln in deiner Kinder Gebrechen
Sich deine eig'nen Charakterschwächen;
Lass' dir's zur ernstesten Mahnung dienen:
Erzieh' dich noch einmal zugleich mit ihnen».

(Julius Hammer.)

In dem Vorleben, in der geistigen Atmosphäre liegt die bleibende Kraft und Macht der Familie. Wo man diesen Einfluß der Familie auf die Erziehung leugnet, da ist etwas faul, da ist etwas nicht in Ordnung. Voraussetzung nämlich ist, daß in diesem Kreise der Geist der Liebe herrsche, nicht gegenseitige Abneigung oder gar Haß, der täglich zu kleinen Unzuträglichkeiten führt, die das Zusammenleben und das Dasein verbittern. Nur in der Atmosphäre einer starken Liebe kann das Kind gedeihen und zu einem tatkräftigen, lebensfrohen Menschen herangebildet werden. Ob der Geist der Liebe, der Verstimmung und Bitterkeit in der Familie herrscht, ist für eine gesunde Gemütsentwicklung des Kindes geradezu von entscheidender Bedeutung. Wo die wärmende Liebe herrscht, da

öffnet sich langsam aber sicher die Knospe der Herzensgüte; wo aber der Sonnenstrahl der Liebe nicht hinkommt, da verschließt sie sich. Wie ausschlaggebend der Ton der Liebe und Güte im Hause für die Gemütsentwicklung des Kindes ist, wissen die am besten, die Gelegenheit haben, das oft wenig beneidenswerte Schicksal der Verdingkinder kennen zu lernen. Liebe oder Haß, die das Kind im Elternhause erlebt hat, nimmt es mit ins Leben; darauf beruht vielfach seine Einstellung auf die Mitmenschen und die Welt überhaupt. Durch den Haß wird das Kind zum herzlosen Egoisten, dem das liebe Ich ein und alles bedeutet.

Die Familie ist die idealste Arbeitsgemeinschaft. Keine künstliche Einrichtung, nicht einmal die bestgeleitete Anstalt kann die erziehlischen Einflüsse der Familie voll ersetzen. In der Familie bestehen zwischen den einzelnen Gliedern, zwischen Eltern und Geschwistern natürliche Abhängigkeitsbeziehungen. Hier erhält das Kind seine erste Geistesnahrung, hier empfängt es seine ersten und tiefsten Eindrücke. Andere Einflüsse, die Schule, die Gesellschaft, das Leben können die Wirkungen der Familie wohl verstärken oder abschwächen, aber ganz aufheben können sie sie nicht. An keiner andern Stätte hat das Kind Gelegenheit, ein Stück Leben so unverhüllt kennen zu lernen, wie in der Familie; hier kann ihm auf die Dauer nichts verborgen bleiben. Es nimmt teil an all den kleinen Sorgen und Freuden, die jeder Tag bringt; es lernt sich einordnen in das Gefüge der Haushaltung; hier erfaßt es den Sinn für Ordnung und Pflicht; hier wird der Grund gelegt zu all den kleinen und großen Tugenden, die später im Leben von ausschlaggebender Bedeutung sind. Wer das Glück eines idealen Familienlebens genossen hat, wer in der Atmosphäre eines guten Hauses aufgewachsen ist, der hat die wesentlichen Bedingungen für eine günstige Erziehung gehabt. Wer daher der Erziehung seiner Kinder eine sichere Grundlage geben will, der muß für ein ideales Familienleben sorgen. Schutz und Schirm der Familie, Veredlung des Familiengeistes, das ist das sicherste Mittel zur Hebung der Volkskultur!

Wie gestaltet sich aber in tausend und abertausend Fällen das Familienleben? Bebel entwirft in seinem Buche «Die Frau und der Sozialismus» ein anschauliches Bild: «Beide, Mann und Frau, gehen auf die Arbeit. Die Kinder sind sich selbst oder

der Überwachung älterer Geschwister überlassen, die selbst noch der Aufsicht und Erziehung bedürfen. In der Mittagstunde wird in fliegender Eile das sogenannte Mittagessen hinabgeschlungen, vorausgesetzt, daß die Eltern überhaupt Zeit haben, nach Hause zu eilen, was nur zu oft wegen der Kürze der Pausen und der Entfernung der Arbeitsstätte von der Wohnung nicht möglich ist; müde und abgespannt kehren beide abends heim. Statt einer freundlichen, anmutenden Häuslichkeit finden sie eine enge, oft ungesunde Wohnung, die Luft und Licht entbehrt, und meist auch der nötigsten Bequemlichkeiten. Die Frau des Arbeiters, die abends müde und abgehetzt nach Hause kommt, hat jetzt von neuem alle Hände voll zu tun. Sie muß Hals über Kopf arbeiten, um nur das Notwendigste in der Wirtschaft instand zu setzen. Die schreienden und lärmenden Kinder werden eiligst ins Bett gebracht; die Frau sitzt und näht und flickt bis in die späte Nacht. Die so nötige geistige Aufrichtung und Unterhaltung fehlt ihr. Der Mann ist oft ungebildet und weiß wenig, die Frau noch weniger. Das Wenige, was man sich zu sagen hat, ist rasch erledigt. Der Mann geht ins Wirtshaus und sucht dort die Unterhaltung, die ihm zu Hause fehlt; er trinkt, und ist es noch so wenig, was er braucht, für seine Verhältnisse ist es doch zu viel. Unter Umständen verfällt er dem Laster des Spiels, das auch in den höhern Kreisen der Gesellschaft viele Opfer fordert, und er verliert noch mehr, als er vertrinkt. Unterdes sitzt die Frau zu Hause und grollt; sie muß wie ein Lasttier arbeiten, für sie gibt es keine Ruhepause und Erholung. Der Mann benutzt die Freiheit, die ihm der Zufall gibt, als Mann geboren zu sein. So entsteht die Disharmonie. Ist aber die Frau weniger pflichtgetreu, sucht sie am Abend, nachdem sie müde von der Arbeit heimgekehrt ist, eine berechtigte Erholung, dann geht die Wirtschaft rückwärts und das Elend ist doppelt groß.»

Zur Pflege eines wahren Familienlebens gehört ein Heim. Ein Heim, wohlverstanden ein Heim, in dem man sich zu Hause fühlt und nicht nur eine Schlafstätte in einer Mietskaserne. Ohne Heim, keine Heimat! Was ist es, was den Menschen an seine Scholle kettet? Was ist es, was ihn zeitlebens sich zurücksehnen läßt an den Ort, wo seine Wiege stand? Es ist die große Zahl von trauten Erinnerungen an den engern und weitem Kreis, in dem der Einzelne seine Jugend verlebte. Wo aber der kleine

Mann von einer Mietskaserne in die andere ziehen muß, wo er nie eine Scholle Erde sein eigen nennen darf, da kann auch keine Bodenständigkeit, keine wahre Freude am Heim und der Pflege des Heims aufkommen. Eine unselige Boden- und Wohnungspolitik hat zur Lockerung der Familie und damit der Familienerziehung wesentlich beigetragen. Wo alles Streben, alles Arbeiten nicht mehr als Augenblickserfolg zeitigt, da ist Mutlosigkeit, Gleichgültigkeit und Nachlässigkeit die Folge. Pestalozzi hat das Wort vom «Wohnstubenraub» geprägt. Wir müssen auch dem kleinen Manne und seiner Familie wieder zu einer Wohnstube, zu einem Heim, zu einem eigenen Besitz verhelfen. Das wäre grundlegend für die Hebung der Familie und damit der Erziehung. Erst der Besitz zeitigt das Bedürfnis nach Recht, Gesetz und Ordnung. Wer nichts sein eigen nennt, und wie die Dinge liegen, voraussichtlich sein Leben nie etwas sein eigen nennen wird, hat ein geringes Interesse an Recht und Ordnung. Er hat ja nichts zu verlieren; vielleicht ließe sich aber bei einem Umsturz der gesellschaftlichen Ordnung etwas gewinnen! Darum muß jeder Gesunde, jeder Arbeits- und Erwerbsfähige zu einem gewissen Besitz kommen, und wenn dieser noch so bescheiden ist, er muß etwas sein eigen nennen können. Und das Wertvollste, was ihn am innigsten und tiefsten an Heimat und Vaterland bindet, ist ein eigenes Heim für sich und seine Familie, auf welchem Boden sich alle häuslichen und bürgerlichen Tugenden aufs schönste entfalten können, und wo allein die heranwachsende Generation die Stätte findet, die zur Entfaltung ihrer Anlagen und Kräfte am zweckmäßigsten ist.

Aber wie soll das möglich sein? Wie soll das ausgeführt werden können? Zeigen wir dies an einem Zukunftsbild, aber nicht aus dem Lande Utopia! —

Die Arbeitszeit in der Stadt X. ist zu Ende. Die Türen der Fabriken, der Werkstätten, der Schreibstuben in Banken und Handelshäusern öffnen sich. Arbeiter, Angestellte, Beamte streben zu Fuß und mit der Straßenbahn den Bahnhöfen zu, wo Lokalzüge bereit stehen, die die fleißigen Hand- und Kopfarbeiter nach dem wenige Kilometer entfernten Dorfe N. führen, wie es deren mehrere im Umkreise der Stadt hat. Ein solches Dorf besteht aus einer ansehnlichen Zahl von Einfamilienhäusern in mannigfaltiger Ausführung, jedes mit einem kleinen

Gemüse- und das Auge erfreuenden Blumengarten. Diese, bei aller Einfachheit geschmackvoll und gesund eingerichteten Wohnkolonien sind unter Mithilfe des Staates, der Großindustrie etc. erstellt worden. Die ersten Schuldbriefe sind in den Händen des Staates und der eidgenössischen Hypothekenbank, die zweiten gehören den bei dem Unternehmen beteiligten Gesellschaften. Die Häuschen sind von den Bewohnern mit einer Anzahlung von wenigen hundert Franken käuflich erworben worden mit der Verpflichtung, den zweiten darauf haftenden Schuldbrief in jährlichen Raten ganz oder teilweise abzuführen. Der freie Samstag Nachmittag ermöglicht es Arbeitern und Angestellten, ihr Heimwesen zu hegen und zu pflegen und die heranwachsende Jugend zu froher Mitarbeit heranzuziehen. Die Liebe zur Natur, zu Pflanzen und Tieren wird geweckt und bewahrt vor müßigem Gassenleben. Ein edler Wettstreit entsteht in der Erzeugung des schönsten Gemüses, Obstes und Blumenschmucks, der durch öffentliche Anerkennung und Preise angeregt wird. Im alkoholfreien Gemeindehaus stehen Bibliotheken, Wanderausstellungen, Vortrags-, Konzert- und Theatersäle zur Verfügung. Im Winter werden an Sonntagen von Künstlern und Gelehrten aus der Stadt zur Anregung, Belehrung und Erfreuerung Kunst und Wissenschaft ins Volk hinausgetragen.

In diesen Einfamiliendörfern weiß man nichts von den kinderfeindlichen Verhältnissen der großen Städte. Hier hat jedes Kind die zu seiner Entwicklung nötige Bewegungsfreiheit. Hier findet es eine seiner Natur angemessene Beschäftigung; hier können Muskeln und Sinne zu ihrem Recht kommen. Hier gibt es keine Gefahren der Straße für Jugendliche; hier gibt es für alle genügend Luft und Licht. Hier findet man nicht Kinder und Erwachsene zusammengepfercht in engen, dunkeln, ungesunden Schlafräumen mit all den sittlichen Gefahren. Hier hat der Arbeiter, der Angestellte, der Beamte ein wirkliches Heim, eine Heimat, nach der er sich nach all des Tages Mühen und Lasten zurücksehnt. Hier hat er etwas, was er sein eigen nennen darf und ihm eine tägliche Quelle der Freude und des Stolzes ist.

Der wirtschaftlichen Entwicklung können wir uns nicht entgegenstemmen; die Riesenbetriebe mit ihren Hunderten von Arbeitern und Angestellten, die Großindustrie, der Großhandel,

sie alle werden bleiben, ja sich noch immer weiter entwickeln. Wie soll aber der Einzelne bei der sich immer mehr vollziehenden Arbeitsteilung bei seiner Betätigung noch innere Befriedigung finden? Das höchste Ideal ist ja freilich, daß der Mensch bei seiner täglichen Arbeit seine volle Befriedigung, sein höchstes Glück findet. Allein das ist bei den heutigen Formen der Hand- wie der Kopfarbeit — man denke beispielsweise nur an die Arbeitsteilung in Banken und in großen Handelshäusern, im Versicherungswesen etc. — ganz ausgeschlossen. Und dies läßt sich und wird sich nicht mehr ändern! Der Fluch dieser Arbeitsteilung mit der immer größeren Mechanisierung der Arbeitsleistung wird bleiben. Da gilt es denn, auf andere Weise Abhilfe zu schaffen, um das menschliche Dasein auf eine höhere Stufe zu heben, um dem Menschen seine Lebensfreude zu erhöhen. Man muß dafür sorgen, daß der Mensch *n e b e n* seiner täglichen Pflichtarbeit noch etwas findet, das seinem Leben für sich selbst einen innern Wert verleiht, daß er sich seines Daseins täglich freuen darf. Dies kann vor allem dadurch geschehen, daß er in seiner Wohnstätte ein Heim findet, in dem es ihm behaglich ist, in das er sich nach all den Mühen und Lasten des Tages zurücksehnt, und wo er wieder Kraft und Mut zur Erfüllung seiner Berufspflichten sammeln kann. In all den Fällen, wo die tägliche Arbeit selbst zu wenig Interesse bietet, muß für andere Anregung, sei es freudvolle häusliche Beschäftigung in Haus und Garten oder geistige Interessen dieser oder jener Art gesorgt werden. *E i n e B e s c h ä f t i g u n g* irgendwelcher Art, die aus Freude an der Arbeit selbst vollbracht wird, muß jeder Mensch haben, will er echtes, inneres Glück erleben. Je mehr die Arbeitsteilung fortschreitet, umso zwingender und notwendiger wird dieses Bestreben werden. Nur dann kann auch die Gemütsstimmung aufkommen, die für ein gedeihliches Zusammenleben in der Familie, für eine richtige erziehliche Einwirkung nötig ist. Von einer Hebung der Nöte des Wohnungselendes, von einer besseren Wohnungs- und Bodenpolitik in dem angedeuteten Sinne darf man mit Sicherheit auch eine Neugestaltung des Familienlebens erwarten.

Man hat freilich eine solche Neugestaltung der Familie in ganz anderer Weise angestrebt. Man hat ausgerechnet, daß überhaupt das Einzelfamilienleben, ökonomisch betrachtet, nicht vorteilhaft sei und eigentlich in gewissem Sinne eine Verschwen-

dung der Arbeitskraft und der Mittel bedeute. Man schlug vor, statt daß jede einzelne Familie für sich getrennt lebe, koche, wasche, heize usw., sollten sich jeweilen mehrere Familien zu einem Haushalte zusammenschließen, wo gemeinsam für alle gekocht, gewaschen, geheizt usw. werde. Praktisch durchgeführt ist dies schon in dem Armenviertel San Lorenzo in Rom, wo Mietskasernen bestehen, in denen einige hundert Personen in gemeinsamem Haushalt beisammen wohnen. Von rein ökonomischem Gesichtspunkte aus mag ein solches Vorgehen vorteilhaft sein. Allein Lebensprobleme sind keine bloßen Rechenexempel! Von idealem, von kulturellem Standpunkte aus kann ein solcher Vorschlag nicht genug bekämpft werden. Auflösung der Familie bedeutet Untergang der Volkskultur! Die Familie ist die kräftigste individuelle Gemeinschaft; auf dem Wohl und Wehe der einzelnen Familie beruht das Wohl und Wehe der Gemeinde, des Staates; darum Schutz und Schirm der Familie, Stärkung des Familiengedankens, es gibt kein anderes, zuverlässigeres Mittel, um das Gedeihen des Volkes auf eine sichere Grundlage zu stellen.

Wenn aber, um nun wieder auf die Erziehung zurückzukommen, die Familie auch die vornehmste und wirkungsvollste Stätte für die Heranbildung der heranwachsenden Generation ist, so bedarf sie doch noch der Ergänzung. Die Familie kann die Kinder immer nur auf ihre eigene Höhe emporheben; sie kann in den Kindern nur lebendig machen, was in ihr selbst lebendig ist. Es handelt sich aber doch darum, die aufwachsende Generation womöglich kulturell weiter zu bringen, die Kultur zu erhöhen. Die Unzulänglichkeit der häuslichen Erziehung und die immer mehr steigenden Ansprüche der Gesellschaft haben zur Errichtung der Schulen geführt. Durch die Schule soll die Kraft des häuslichen Lebens für die Bildung des Kindes zum Menschen und Bürger gesichert und erhöht werden. Die Schule ist soweit eigentlich eine soziale Notstandseinrichtung. Daraus ergibt sich aber ohne weiteres, daß sie nur in enger Verbindung und mit Unterstützung des Hauses ihren Aufgaben gerecht zu werden vermag. Wo die Schule sich nicht auf einen gesunden Geist in der Familie stützen kann, wo die Familie nicht die Grundlage für das körperliche und geistige Wohlergehen des Kindes geschaffen hat, da wird sie bei der Lösung ihrer Aufgaben einen schweren Stand haben. Man darf aber von den

Schulen nie erwarten, «daß sie das Ganze der menschlichen Erziehung umfassen, daß sie für Vater und Mutter, für Wohnstube und Hausleben zur Herzens-, Geistes- und Berufsbildung leisten, was dafür geleistet werden soll. Ersatz der häuslichen Erziehung können die Schulen ewig nie werden; als Zugabe und Lückenbüßer derselben können sie der Welt dienen». (Pestalozzi). Weil aber die Familie in vielen Fällen bei ihrer Erziehungsaufgabe versagt, so sucht man nach einem Sündenbock und findet ihn in der Schule! Wird irgend ein Mangel in der Entwicklung und Erziehung der Jugend entdeckt, gleich ist es die Schule, die hierin nicht leistet, was sie soll. Und der Staatsbürger, der seine Steuern bezahlt, glaubt, das heilige Recht zu haben, vom Staate für die Erziehung und Bildung seiner Kinder die Errichtung «guter» Schulen fordern zu dürfen, Schulen, die all die Erziehungsaufgaben übernehmen, die eigentlich ihm selbst zufallen. Damit ist das eigene Gewissen totgeschlagen und die Erziehungslast auf fremde Schultern abgewälzt. Das Herumnörgeln an den Leistungen der Schule verrät vielfach nur die Schwäche der erzieherischen Wirkungen des Hauses, die gerade oft in der Schule in all ihrer Erbärmlichkeit grell zu Tage treten. Man sieht nur immer, was die Schule nicht leistet. Was sie wirklich erreicht, zeigt sich eben nicht immer mit derselben Deutlichkeit und namentlich nicht so laut. Diesen Nörglern muß einmal gesagt werden, daß auch sie den Balken im eigenen Auge nicht sehen, wohl aber den Splitter in dem des andern. Mit dieser vielfach geradezu feindlichen Einstellung auf die Schule leistet man auch den Kindern einen schlechten Dienst; denn wie soll eine Einrichtung, die bei den Eltern in so geringem Ansehen steht, auf die Kinder einen tiefern Einfluß haben.

Schulen sind menschliche Einrichtungen und von Menschen geleitet! Wer wird da Vollkommenheit voraussetzen? Müssen nicht auch hier Mängel und Schwächen bestehen, muß sich nicht auch hier Menschliches und Allzumenschliches zeigen? Wird man nicht, wie an jedem Menschenwerk, so auch an der Schule immer zu tadeln haben? Die Schule ist stets ein Erzeugnis ihrer Zeit und deshalb auch immer mit den Schwächen ihrer Zeit behaftet. Darum ist eine ehrliche und gerechte Kritik nicht nur erlaubt, sondern sogar verdienstlich. Aber gerade hierbei darf nie übersehen werden, daß die Voraussetzung für die Leistun-

gen der Schule die richtige erzieherische Wirksamkeit der Familie ist, als des wichtigsten und bedeutendsten Erziehungsfaktors. Wo aber der Acker vernachlässigt, zu trocken oder zu steinig ist, da kann die Schule wohl säen, aber der Same wird nicht aufgehen!

Und nun zur Frage: Was erwarten wir von der Schule? Worin bestehen ihre Aufgaben?

Von der Schule erwarten wir, daß sie nach dem Maße ihrer Kräfte und Mittel mithilfe zu einer möglichst idealen Entwicklung und Entfaltung der im Menschen liegenden wertvollen Anlagen, daß sie mithilfe, daß der Einzelne als ein dienendes Glied mit Stärke wohlthätig eingreifen kann in das große Ganze, daß sie mithilfe, daß der Einzelne sich bei aller Berücksichtigung seiner berechtigten individuellen Eigenart zu einer kraftvollen, willensstarken und willensfreudigen Persönlichkeit entwickle, die die engste Beziehung zu ihrer Zeit hat und doch über ihr steht. Gewiß ein hohes, gewaltiges Ziel! Ein Ideal! aber eine sichere Richtlinie für eine bewußte und planvolle erzieherische Tätigkeit! Oder im einzelnen ausgesprochen: Die Schule soll beitragen zur Entwicklung der körperlichen Gewandtheit, Ausdauer und Widerstandsfähigkeit, zu praktischer Geschicklichkeit, zur Übung von Auge und Hand, zur Entfaltung der Urteilsfähigkeit, zur Erkenntnis der Pflichten in den einzelnen Lebensgebieten, zur Stärkung des Willens zum Guten und zur Begeisterung für das Wahre und Schöne! Die Schule ist es in erster Linie, die das Kind vom ungezwungenen freien Spiel zur geregelten Betätigung, zur Arbeit führt und es an tägliche ernste Pflichterfüllung gewöhnt. Ob es dem Kinde paßt oder nicht, es muß sich am Morgen aufmachen zum Gang nach der Schule. Es gewöhnt sich, einer Pflicht zu genügen, auch wenn diese nicht immer lustbetont ist. Aber so ist es ja im Leben auch!

Die Schule ist die Stätte, die die Pflege all der kleinen, aber im Leben so wichtigen Tugenden weiterführt und sichert, die im Hause begründet worden sind: Gehorsam, Ordnungssinn, Pünktlichkeit, Fleiß, Selbsttätigkeit und Verantwortlichkeitsgefühl. In der Familie hat das Kind nicht genügend Gelegenheit zu lernen, sich in eine größere Gemeinschaft einzuordnen. Mit dem Eintritt in die Schule macht das Kind seinen ersten Schritt in die Gesellschaft, ins Leben. Hier muß es lernen, sich ein- und unterordnen und alles abzulegen, was die Ordnung des

Ganzen stört. Der tägliche Verkehr mit gleichaltrigen Kameraden bringt beim Kinde manche für das Leben wichtige Eigenschaft zur Entfaltung. Mancher Fehler, den die Erziehung zu Hause begünstigt oder gegen den sie umsonst ankämpft, wird durch die Kameraden oft leichter und gründlicher gebessert. Das Verhalten des Kindes erfährt durch seine Schulgenossen meist eine schonungslose Beurteilung. Im allgemeinen haben Kinder ein gut entwickeltes Gerechtigkeitsgefühl und üben aufeinander gegenseitig einen starken erziehenden Einfluß aus.

Der Schule kommt ferner zu — und das leuchtet wohl dem Volke am meisten ein — die Kenntnisse und Fertigkeiten zu vermitteln, die die Familie nicht wohl übermitteln kann. Wer nicht dem immer komplizierter werdenden Leben in der Gesellschaft, im Staate, ratlos gegenüber stehen will, muß eine gewisse Elementarbildung besitzen. Die Gesellschaft macht bei jedem Einzelnen gewisse Voraussetzungen; wer ihnen nicht genügt, den läßt sie beiseite stehen. Das Leben lehrt eben nicht alles; ohne Schule bleibt der größte Teil des Volkes Analphabeten, und damit ist ihm der Zugang zur Kultur in der Hauptsache verschlossen. Das eigentliche Arbeitsgebiet der Schule wird daher immer die Vermittlung einer gewissen Elementarbildung, insbesondere des Lesens, Schreibens, Rechnens und einiger Realkenntnisse sein. Ja, vielleicht wird man mit Rücksicht auf die Anforderungen im praktischen Leben in gewissen Richtungen noch etwas weiter gehen müssen. Gewiß dürften Fächer wie Wirtschaftskunde, Handfertigkeit, Gesetzeslehre und Hauswirtschaft eine noch größere Rolle spielen. Vor allem die Hauswirtschaft! Eine der dringendsten Forderungen unserer Zeit ist die obligatorische Mädchenfortbildungsschule, die bestimmt ist, die Mädchen in die Elemente des Kochens, Nähens, Glättens, Flickens, der Säuglingspflege — der Erziehungslehre einzuführen, also zur Führung eines einfachen Haushaltes zu befähigen oder wenigstens die hiezu unerläßlichen Vorkenntnisse zu vermitteln. Wir haben der Pflege eines idealen Familienlebens das Wort geredet und das Wohlergehen der einzelnen Familie als die sicherste Grundlage für das Wohlergehen des ganzen Staates bezeichnet. Wie kann es aber in einer Familie gut stehen, wenn die Seele der Haushaltung, die Frau, ihren Pflichten nicht Genüge leisten kann, wenn ihre Vorbildung eine so mangelhafte ist, daß Ordnung und geregeltes Familienleben nicht

aufkommen können und auch ein ansehnlicher Verdienst des Mannes nicht ausreicht, um die Familie durchzubringen?

Tausend und abertausend Mädchen treten heute in die Ehe ein, ohne daß bei ihnen die Vorbedingungen zu einem guten Familienleben, zur Führung eines geordneten Haushaltes erfüllt sind. Hier liegt eine noch viel zu wenig beachtete Ursache der Mißverhältnisse in der Familie, des Verfalls der Familie. Wenn der Staat die jungen Männer nötigt, ihm einige Zeit zu dienen, und wenn die Erfüllung der Wehrpflicht auch als ein nicht zu unterschätzender Faktor für die Volkserziehung angesehen wird, warum rekrutiert er dann nicht auch die jungen Mädchen und nötigt sie, reich und arm, sich dahin auszubilden, daß sie fähig werden, dereinst ihrer Aufgabe als Frau und Mutter zu genügen? Aber, so wird man einwenden, warum hiefür wieder Schulen? Warum hiefür wieder staatliche Einrichtungen? Ist nicht die Familie, das Haus auch hier die natürlichste und beste Stätte, die Eigenschaften und Fähigkeiten zur Führung eines Haushaltes zu entwickeln? Gewiß! Aber so lange bei den heutigen Verhältnissen nicht überall Möglichkeit hiezu besteht, muß die Schule wiederum als Lückenbüßerin, als Ersatz eintreten und Menschen heranzubilden suchen, die dereinst befähigt sind, ihre Kinder selbst in dieser Richtung zu erziehen. Diese obligatorischen weiblichen Fortbildungsschulen, die vor allem hauswirtschaftlichen Charakter tragen müssen, sind wiederum eine soziale Notstandseinrichtung, weil das Haus vielerorts in dieser Beziehung versagt.

Bedarf also die Familienerziehung in verschiedener Richtung dringend einer Ergänzung durch die Schule, so zeigen sich nun bei der letztern, wie bei jeder menschlichen Einrichtung, eine Reihe von Mängeln und Schwächen. Dabei muß zum vornherein zugegeben werden, daß ein Teil dieser Mängel in der Organisation der Schule als solcher liegt und nie ganz beseitigt, höchstens gemildert werden kann. Eine Hauptursache, warum die erziehlche Einwirkung durch die Schule gegenüber der Familie immer zurückstehen wird, ist die, daß es sich in der öffentlichen Volksschule um Massenerziehung handelt. Das ist der Grund, warum die Schule in erster Linie Unterrichts- und weniger Erziehungsanstalt ist und bleiben wird. Dazu kommt, daß unsere Schulen zu Stadt und Land noch allzusehr übervölkert sind; sie zählen immer noch viel zu viele Schüler,

als daß der Lehrer sich mit dem einzelnen so abgeben, mit dem einzelnen so in Berührung kommen kann, wie es für eine tiefere erzieherische Einwirkung unbedingt erforderlich ist. Wie ganz anders in der Wohnstube, «wo das Auge der Mutter das Kind bis in die Tiefe des Herzens ergründet»! (Pestalozzi). Bei der wahren Erziehung handelt es sich eben, wie schon einmal bemerkt, weit weniger um ein **L e h r e n**, als um ein **V o r l e b e n**. Dies aber ist in der Schulstube, beim Unterrichten, nicht in so reichem Maße möglich, wie im Hause. Soll der Unterricht auf das innere Wesen des Kindes wirken, dann muß er, um wieder mit Pestalozzi zu reden, «nie Sache des Kopfes, nie Sache der Vernunft, er muß ewig Sache der Sinne, ewig Sache des Herzens sein.» «Jeder Bissen Brot, den das Kind ißt, wird, wenn die liebende Mutter ihn ihm in die Hand gibt, für seine Bildung zur Liebe und Tätigkeit etwas ganz anderes, als wenn es diesen Bissen auf der Straße findet oder von fremder Hand empfängt.» Zwischen Kind und Eltern bestehen eben natürliche, zwischen Schüler und Lehrer nur künstliche Beziehungen. In erziehlicher Richtung kann die Massenunterweisung niemals jene kräftige Wirkung erzielen, wie sie sich aus dem vertrauten Verkehr zwischen Kind und Eltern ergibt. Darum muß die Familie die Schule bei ihrer erzieherischen Aufgabe nach Kräften unterstützen; aber wie viele Eltern versündigen sich hier und arbeiten der Schule bewußt oder unbewußt entgegen! Will man die erziehliche Wirkung der Schule erhöhen, dann darf einem Lehrer nicht mehr zugemutet werden, sich mit sechzig und noch mehr jungen, unbeholfenen und unentwickelten Menschenkindern abgeben zu müssen, die noch einzeln der Fürsorge bedürfen, dann muß man es an zwei bis drei Dutzenden genug sein lassen.

Aber vielleicht könnte die Schule doch heute schon mehr nach der erzieherischen Seite leisten. Unser heutiges Leben ist, wie schon einmal ausgeführt, allzusehr beherrscht vom Gedanken an den Erwerb, und die Schule hat sich allzusehr ins Schlepptau dieser Bestrebungen nehmen lassen. Heute heißt es: Lerne was, so kannst du was und kannst nachher schön verdienen! Je mehr einer kann, umso weiter bringt er's im Leben! Sollte es aber nicht eher heißen: Geh' in die Schule, damit du ein besserer, edlerer Mensch wirst, damit du eine höhere Stufe des Menschentums erreichst? Die Schule ist zu einseitig eingestellt auf den spätern Erwerb, auf die Vorbereitung fürs prak-

tische Leben; das Lernen wird immer mehr zum bloßen Brotstudium. Am liebsten hätte man schon von den untersten Schulstufen an Berufsschulen, Schulen, die in ihren Lehrplänen, in ihrer ganzen Organisation sich von dem Gedanken an die spätere Bestimmung leiten lassen. Und in ganz unvernünftiger Weise stellen heute die einzelnen Berufsgruppen besondere Anforderungen an die Ausbildung der Schüler für diese Berufe. Gewiß ist der Satz Senecas berechtigt: Nicht für die Schule, für das Leben lernen wir! Leben heißt aber nicht nur Geldverdienen, äußere, materielle Erfolge haben; Leben heißt, verstehen, ein Mensch zu sein in des Wortes edelster Bedeutung. Und so muß denn unsere Schule wieder mehr und mehr darauf ausgehen, das M e n s c h l i c h e zu pflegen und zu entwickeln.

Gemüts- und Charakterbildung müssen wieder in den Vordergrund aller Bildung treten und den Intellektualismus zurückdrängen, wenn wir nicht dem Abgrunde des sittlichen Materialismus zutreiben wollen. An gescheiten Menschen fehlt es unserer Zeit nicht; aber die Zahl der gemütsstiefen, der sittlich starken und kräftigen, der Menschen voll innerlich religiösem Empfinden im Sinne des wahren Tatchristentums ist zu gering. Für jede Stufe der Intelligenz findet sich ein Plätzchen im Leben zu segensreicher Tätigkeit. Es ist nicht Mangel an Geschick, an Wissen und Können, der so viele Menschenleben zum Scheitern bringt; es ist in der überwiegenden Zahl der Fälle Mangel an sittlicher Energie, an Willenskraft. Darum fort mit dieser einseitigen Verstandeskultur! Fort mit der ewigen Prämierung von Intelligenz und Wissen und der Vernachlässigung der sittlich-religiösen Anlage, von Gemüt und Charakter! Die Schüler müssen mehr wetteifern lernen nach der Seite des Guten und des Willens, als nach den Leistungen des Verstandes! Darum: Menschen, bildet zuerst M e n s c h e n ! Alles übrige ist nicht mehr viel! Tatkräftige, willensstarke Menschen von gemeinnützigem Streben und tiefem sozialen Empfinden! Hierin muß die Schule noch mehr tun! Aber nicht nur durch Änderung der Lehrpläne, nicht durch Einführung neuer Lehrfächer und neuer Lehrmittel, sondern durch die kraftvolle Persönlichkeit der Schulleiter. Nur ein Charakter kann einen Charakter erziehen! Man beurteilt die Schule zu sehr nach den herrschenden Lehrplänen, Lehrmethoden, Lehrmitteln, statt nach den Menschen, die darin amten. Ob der Lehrer ein Lehrerseminar oder die

Universität besucht hat, was kümmert uns das! Wir wünschen, daß er eine Persönlichkeit sei, die seiner Schule den Stempel seiner veredelten Individualität aufzudrücken vermag. Nur in diesem Falle wird seine Schule nicht nur Unterrichts-, sondern vor allem auch Erziehungsstätte sein und damit die Familie in der Erziehung tatkräftig unterstützen können.

Nur dann aber, wenn beide Mächte, Familie und Schule, jede in der ihr zukommenden Weise, ihre Aufgaben Hand in Hand in zielbewußtem Zusammenarbeiten treu erfüllen, kann eine neue, hoffnungsvolle tatkräftige Generation im Schweizerlande heranwachsen, die befähigt ist, die Kultur unseres Landes zu behaupten, zu erhöhen, und die Garantien bietet für eine weitere gesunde, fortschrittliche Entwicklung. Dies ist der einzige gangbare und sichere Weg. Nicht wer die Jugend, aber wer die Erziehung der Jugend hat, der hat die Zukunft! Eine schwere, aber heilige Aufgabe! Ein neues, besseres Geschlecht! — Dann kommt eine neue, bessere Zeit und eine neue Schweiz!

Die Schweizerfrau als Erzieherin zur Tüchtigkeit und Arbeitsfreude.

Von Dr. phil. HEDWIG BLEULER-WASER.

Es wird Klage darüber geführt, daß unsere jungen Leute sich zum Schaden der schweizerischen Volkswirtschaft immer mehr aus Handwerk, Gewerbe, Landwirtschaft, — ja das weibliche Geschlecht z. T. auch aus dem Hausdienst — zurückziehen, indem sie diese Gebiete den Landesfremden überliessen, sei es aus Scheu vor körperlicher Anstrengung, den «schmutzigen Händen und Kleidern», aus einer allgemeinen Überschätzung einseitiger Kopfarbeit gegenüber jener, die Hände und Kopf zugleich in Anspruch nimmt, oder auch, weil man den sichern Verdienst, die sauber abgesteckte Arbeitszeit des Privat- noch lieber des Staatsangestellten dem Risiko eigner Unternehmung vorzieht. Muß da nicht die Bürgerin unseres Landes sich die Frage vorlegen, ob das weibliche Geschlecht als Erzieherin der Jugend nicht an dieser Erscheinung mitschuld sei, und wie es ihr von seinem Standpunkte aus am besten entgegenarbeite?

Aus unserer Beobachtung der Jugend heraus müssen wir uns mit Verwunderung fragen, woher denn diese Anziehungskraft der Federfuchseriei auf unsere Heranwachsenden stamme, während wir doch wahrhaftig unsere Buben und Mägdlein sich lieber anderswo betätigen sehen als in der Schreibstube. Am Drang, überall anzufassen mit beiden Händen, der Lust zum «Gwirbe», fehlt es doch unsern Kleinen nicht. Das Schaffensglück der Kinder ins Berufsleben hinein zu retten, das wäre ein höchstes Ziel der Volkserziehung.

Drei Ratschläge, erinnere ich mich, als Kind gehört zu haben. «Gebt ihm doch einen Hammer, eine Hand voll Nägel und ein Brettlein!» pflegte meine Mutter verzweifelnden Kleinkubenhüterinnen anzuempfehlen, meist mit Erfolg. Und als die arme, wohnungssuchende Nachbarin ihre Zweifel vorlegte, riet

sie dringend zu der, wenn noch so entlegenen Wohnung mit Sonne und einem Gemüsegärtchen, worin der Mann und die Kinder so gerne schaffen. Der Dame aber, die wieder einmal nach einer besseren Erzieherin für ihr verwöhntes Töchterlein ausschaute, wurde angedeutet, daß die Kleine wohl desto eher gedeihen könnte, je weniger dienstbare Geister um sie herum aufwarteten: «Die beste Erzieherin, die ich kenne, und die jeder haben kann, wenn er will, heißt — Frau Arbeit.»

Auf die Ur- und Grundberufe der Menschheit also greifen diese mütterlichen Ratschläge zurück: Handwerk, Landbau, Hauswirtschaft, und diese sind es, wozu die meisten Menschen auch heute noch eine heimliche Liebe haben. In welchen Momenten machen uns denn unsere Kleinen den glücklichsten Eindruck? Ist es nicht dann, wenn sie im Garten etwas haben pflanzen oder noch lieber ernten dürfen, wenn sie in einem Stall herumwirtschaften, der Bub, wenn er aus Vaters Werkzeugkasten etwas herausstibitzte, womit sich ein Gerät, ein Schifflein oder Wägelchen zimmern läßt — das Schwesterchen, wenn es kleine Kinder oder Katzen oder Puppen füttert und pflegt, aufputzt oder beschulmeistert.

So tief sitzen jene alten Instinkte, daß sie bei unsern Kindern immer wieder zum Vorschein kommen, auch wo man sie durch die Verhältnisse längst verdrängt glaubt. Es wäre interessant, einmal festzustellen, wie viele Kinder, Buben und Mädchen, nicht eine Zeit erlebt haben, da sie Bauern und Handwerker werden wollten. Meist speist man sie solange mit einem Lächeln ab, bis der Wunsch erlischt, statt daß man ihn zum mindesten ebenso ernst ins Auge faßt, wie andere elterliche Zukunftsträume. — Einem Professorensohn, der einige Wochen in die französische Schweiz sollte, sprach man von einem Pfarrers- oder Doktorhause. «Was soll ich denn mit einem Herrn Pfarrer oder mit der Frau Doktor machen?» fragte er ängstlich. Eine Landwirtschaftsfamilie willigte ein, ihn aufzunehmen. «Ja, dann geh' ich gleich», erklärte er erleichtert, als ob er bei den ebenso Unbekannten eine sichere Heimat in Aussicht hätte: «Jetzt weiß ich doch, was man mit den Leuten anfangen kann.»

Deutlich sieht man aus diesem Beispiel, was die Grundlage eines richtigen Verhältnisses zur Jugend, ja eines eigentlichen Heimatsgefühls bildet: die Möglichkeit einer gemeinsamen Arbeit von Erwachsenen und Kindern.

Daß die Gelegenheit dazu heute in so vielen Familien fehlt oder doch erst mühsam gesucht werden muß, dies ist eben ein, wenn nicht der Hauptgrund jener so oft beklagten Untüchtigkeit und Unlust der Jugend zur Handarbeit, eine Ursache überhaupt der Erziehungskalamitäten unserer Zeit. Solcher gemeinsamen, Werte schaffenden und darum interessanten Arbeiten gab es die Fülle in jener Epoche, da die Familie noch Produktionsgemeinschaft war, als zu jeder, auch zur Stadthaushaltung, noch ein Stücklein Land und Vieh gehörte, da die Väter noch im Hause herumwerkten, die Mütter spannen und woben, buken und schlachteten und ins Speckkammerlein hängten, Obst dörreten und «Lichter zogen». Wie viel interessanter war es doch, Tiere zu füttern, als bloß einen Abfallkübel, Birnen von den Bäumen, als bloß Staub von den Möbeln zu nehmen, das Brot aus dem Ofen, als bloß im «Lebensmittel» zu holen, mit Hilfe des Vaters ein Gerät auszubessern oder zu schnitzeln, als es im Laden fertig zu kaufen.

Während der Kriegszeit konnte man sich etwa in das verschwundene Idyll zurückdenken, wenn man mit Magd und Kind und Kegel Äpfel stückelnd um den großen Tisch saß, während eines etwas vorlas und jedes der Kinder eifrig zur Seite schielte, ob etwa des Bruders Haufe größer werde als sein eigener. Am ehesten hat sich die lebendige Anregung und Übertragung der Arbeitstüchtigkeit noch erhalten im Bauernstand, wo es wohl nur der auskömmlicheren Aussichten bedarf, um den Nachwuchs wieder mehr an die Scholle zu fesseln. In der Stadt aber, vom seltener werdenden Kleinhandwerk abgesehen, kann der Vater, dessen Beruf sich meist außer dem Hause abspielt, seine Kinder zur Handfertigkeit kaum mehr anleiten.

Aufgabe der Schule also wäre es, den Vater zu ersetzen als den ursprünglichen Erzieher zu Landbau oder Handwerk. Stellt sich doch als eine Hauptforderung der Zukunftskultur immer deutlicher heraus: Jeder Mensch sollte zuerst die Gelegenheit haben, in einem Grundberufe: Landbau, Handwerk oder Hauswirtschaft — soweit heimisch zu werden, daß er beherrscht, was in einfachsten Verhältnissen (in zukünftigen sozialen Zuständen viel mehr noch als in den gegenwärtigen) gebraucht wird. Erst von dieser

allgemeinen Stufe aus, auf der dann viele bleiben und sich noch eigentlich ausbilden werden, müsste sich der Übergang und die Vorbereitung zu den spezialisierten Berufen vollziehen. — Daß die Handfertigkeitkurse allmählich Fuß fassen, begrüßen wir mit Genugtuung. So eindringlich aber auch der Ruf nach der «Arbeitsschule» da und dort erhoben wird, steht man darin noch in den allerbescheidensten Anfängen. Wir haben uns von den Amerikanern weit überflügeln lassen, welche die auf der Handarbeit fußenden Erziehungsgrundsätze Pestalozzis und Fröbels überall praktisch erproben und weitergeführt haben bis zu dem, die Handarbeit in den Mittelpunkt der Erziehung stellenden, den Gang der Menschheitsentwicklung in der Erziehung des Einzelnen wiederholenden Systeme von Dewey. (Vergleiche A. Papst: «Praktische Erziehung», Sammlung Wissenschaft und Bildung, Nr. 28). — Da das Arbeiten im schöpferischen Sinne bei unsern Kindern zu wenig angeregt wird, dürfen wir uns nicht verwundern, wenn der Tätigkeitsdrang bei ihnen in zerstörender Weise zum Ausdruck kommt. Wer keine Pflanzen säen darf, muß sie doch wenigstens ausreißen; wer einen Gartenhag nicht herstellen kann, begnügt sich damit, ihn zu demolieren! Daß das im Grunde Äußerungen desselben Triebes sind, wird immer noch zu wenig beachtet. Die Schaffenskräfte in ihre natürlichen Bahnen zu lenken, sei des Hauses wie der Schule wichtigste Aufgabe! Ganz von selbst ergibt sich dabei jene von F. Fröbel aufgestellte bekannte Reihenfolge, worin *das Tun*, das Beispiel immer vorangeht. Wir Mütter üben sie seit Jahrtausenden mit der Kinderschar, sind aber eben in der Pädagogik nicht maßgebend, außer etwa bei Pestalozzi und Fröbel. — Aus diesen Gesichtspunkten ergäbe sich für die Schule eine große Umwälzung: für die ersten sechs Jahre Handarbeit als Mittelpunkt des Lehrens; wozu natürlich eine ganz andere Unterrichtsweise in kleinen Arbeitsgruppen, mit Werkstätten und Schulländereien gehört. Vor allem bedingt das eine wesentlich andere Auslese sowohl als Ausbildung der Lehrkräfte der Volksschule! Es würden für diese nur noch Leute in Betracht kommen, die die Liebe zur Jugend, zum Lehren und Zeigen, mit Lust und Geschick zur Handarbeit verbinden. Jetzt werden vorzugsweise jene jungen Leute Lehrer, die an der Handarbeit am wenigsten Freude haben und darum

auch ihre Schüler, wohl ohne sich dessen bewußt zu werden, so beeinflussen. Bei den Aufnahmeprüfungen in die Seminarien sollten nicht diejenigen zuerst in Betracht kommen, die am besten Namen und Zahlen handhaben, sondern jene, die mit Liebe und Geschick ein Häuflein Kinder einen Nachmittag lang zu beschäftigen wüßten. Jedenfalls ist die Note dafür mindestens denen der wissenschaftlichen Fächer gleichzustellen. Die angeborene Gabe wäre dann durch Handarbeitsunterricht am Seminar (obligatorischem, nicht nur gelegentlichem in Ferienkursen) am besten ein ganzes Jahr hindurch, zu entwickeln, wobei jenes sachkundige Verständnis für eine Reihe von Handarbeitsberufen gepflanzt werden könnte, das bei der Berufsberatung viel wertvollere Dienste leisten würde, als die amtlichen Stellen dazu imstande sind, die ja nur über die Bedürfnisse der Volkswirtschaft, aber nicht über die Veranlagung der zu Beratenden Auskunft wissen. Solche Lehrer wären befähigt, die Liebe und Tüchtigkeit für die Handarbeit überhaupt in unserm Volke zu wecken, und dadurch würde sich auch die jetzt so mühsam gesuchte Verbindung mit dem Elternhause ganz von selber herstellen. Denn wie gut wäre dort zu gebrauchen, was der Schüler aus der Arbeitsschule mit heimbringt!

Diejenigen Kinder, die kein rechtes Daheim haben und um deretwillen man heute in Versuchung kommt, den Unterricht länger auszudehnen, als es zu Lernzwecken nötig ist, würden sich in der zum Lernen nicht unbedingt erforderlichen Zeit viel besser in Gartenland und Werkstätten unter Anleitung beschäftigen, wo sie Nützliches zuwege brächten und dabei der so nötigen Abwechslung für Geist und Körper genössen. Statt die, durch die große Schülerzahl ohnehin verwässerten Lehrstunden zum Schaden des Lehrers und des Schülers immer zu vermehren, sollte man die beiden Zwecke: Lehr- und Bewahranstalt aufs reinlichste voneinander scheiden, wodurch auch jene Eltern zu ihrem Rechte kämen, die mit ihren Kindern daheim recht vieles anzufangen wüßten, was für sie, die Familie und das ganze Volk gut wäre, wenn man ihnen nur mehr Zeit dafür einräumte.

Heute wird in den Städten der erste Handarbeitsunterricht meist den Müttern überlassen, die aber dafür, außer etwa den speziell weiblichen Arbeiten, zu wenig vorgebildet sind.

Am besten ist die Mutter des Mittelstandes in der Lage, ihre Kinder mitarbeiten zu lassen, sie, die die Geschäfte des Haushaltes allein ausführt oder doch dem Dienstboten wesentliche Hilfe leisten muß, besonders wenn sie noch einen Gemüsegarten und etwas Kleinvieh zu besorgen hat, also einen Rest der alten Tätigkeitsfülle der ehemaligen Produktionsgesellschaft, was für die Kinderzucht ungemein wertvoll ist. Freilich muß man der Jugend nicht nur das Jäten, sondern auch etwas interessantere Gartenarbeit gönnen. Außer den bauerlichen Verhältnissen gibt also der kleinbürgerliche Haushalt noch die beste Gewähr für Ertüchtigung der Kinder, besonders auch der Buben, die durchaus zu den Haushaltsarbeiten heranzuziehen sind. Wie töricht von den Müttern, ihnen die Verachtung der Hausfrauenarbeit anzudressieren, statt dafür zu sorgen, daß nicht die Söhne einmal in der Fremde oder im Militärdienst hilflos dastehen, wenn sie eine Suppe kochen oder eine Treppe kehren sollen oder gar aus Verzweiflung heiraten, nur um nicht ohne Hemdenknöpfe herumzulaufen! — Ebenso wie ihre Brüder, wenn's not tut, den Kochlöffel, dürften die Mädchen allenfalls einmal den Hammer schwingen. Wäre es nicht möglich, auch die Mädchen in den Gebrauch der einfachsten Werkzeuge einzuführen, den Handfertigungsunterricht in beschränktem Maße auch ihnen zugute kommen zu lassen? *)

Gar zu hilflos steht die Hausfrau all den Geräten und Maschinen gegenüber, die im Haushalt gebraucht werden. Die Beschäftigung damit, vielleicht eben von der Schule aus angeregt, gäbe eine willkommene Abwechslung für die Kinder, denen sowieso wenig Arbeitsgelegenheit mit produktivem Reize mehr geboten wird. — Desto eher muß man ihnen alles vorführen, was etwa Neues entsteht: Kochen, Sterilisieren,

*) Mancherlei Anregungen sind für die Mütter z. B. aus folgenden Schriften zu holen: Johanna Hipp, «Die Handarbeit der Mädchen». Margot Grupe, «Die neue Nadelarbeit» (Berlin, Albrecht Dürerhaus). E. Benz, «Handarbeiten in Haus und Schule» (nur Klebarbeiten). G. Merki, «Volkszeichenschule», in 10 Heften. Hans Denzer, «Schaffen und Lernen». Ed. Oertli, «Das Arbeitsprinzip im 3. Schuljahr». L. Dröschner, «Kleine Beschäftigungsbücher für Kinderstube und Kindergarten». — Für die Älteren: Rebenstorff, «Physikalisches Experimentierbuch», Nr. 13: Gscheid. Bastian Schmidts Naturwissenschaftliche Schülerbibliothek (z. B. Nr. 12: len, «An der Werkbank»). Von den Flugschriften des Dürerbundes: Nr. 1, 71, 84, 89, 97.

Dörren. Dabei können die Kinder viel früher helfen, als man sie gewöhnlich zuläßt. Die beste Hausfrau und Mutter ist die, die ihrem Kinde zuliebt auch einmal etwas Mißratenes riskiert. Ein 10- bis 12 jähriges Kind, Bub oder Mädchen, versteht ein einfachstes Mittagessen sehr wohl fertigzubringen. Nur ja nicht immer dreinreden, sondern selber machen lassen, weil sonst das Urhebervergnügen, das Allerwichtigste bei der Sache, nicht zustande kommt. Ebenso kann ein einfaches Kleidungsstück für die Puppe oder das Schwesterlein dem Mädchen nicht früh genug in die Hand gegeben werden. Eine gute und doch so oft falsch, sogar zum Quälen benutzte Gelegenheit für Handarbeiten sind die G e s c h e n k e, wobei der Erfindungsgeist frei walten soll. Allerdings darf keine Tante grollen, wenn sie statt des zerbrechlichen Laubsägeschmuckkästchens eine derb gezimmerte Schuhputzkiste, statt des steifen Glückwunsches irgend eine lustige Zeichnung oder ein originelles Plastilinmännchen erhält. Ein Funken Arbeitsfreude, den es wecken durfte, überglänzt auch das einfachste Kindergeschenk und macht es zur Kostbarkeit.

Je besser die Vermögensverhältnisse werden, desto unfruchtbarer pflegt der Boden für die Erziehung zu sein. Sie beschränkt sich hier meistens darauf, daß die Mama oder das «Fräulein» oder beide zusammen verzweifelt alle die komplizierten Einrichtungen des Hauses gegen die Jugend verteidigen. Da ist kein Möbel, in dessen Nähe diese mit gutem Gewissen geduldet würde, geschweige denn, daß Arbeit von Kinderhänden noch irgendwo gebraucht werden könnte. Kein Wunder, daß hier Eltern und Kinder sich immer mehr entfremden: Denn was in aller Welt sollen Erwachsene mit Kindern anfangen, wenn man gar nichts miteinander «zu tun» hat; nur Spielen und Spaziergehen tut's auch nicht. Kein Wunder, daß die Kinder sich meistens zu den Dienstboten mehr hingezogen fühlen, als zu dem Fräulein und den Eltern. — Wenn man sich doch einmal klar machen wollte, daß jede Erziehung verfehlt ist, wo erwachsene Personen nichts zu schaffen haben als die unerwachsenen zu erziehbedienen! Das ist ja eben das Geheimnis der Erziehung, das mit vielem Gerede überall ausgegraben werden will, nur nicht dort, wo es offen zutage liegt: daß Kinder sich nur bei der Arbeit

und durch die Arbeit recht erziehen lassen. Die natürliche und notwendige Beschäftigung läßt sich aber durch eine künstlich ersonnene niemals ersetzen, auch dann nicht, wenn die Mutter selber mit gutem Willen sich dem Kinde «widmet», das heißt sich mit nichts anderem abgibt, als das Kind zu betreuen. Weitaus besser gerät die Überwachung und Anleitung einer Mutter, die daneben selber zu arbeiten hat, nicht übermäßig, aber ganz ernsthaft. Besser als die Ermahnung: «Mütter, widmet Euch Euren Kindern», ist jene andere: «Widmet Euch mit Euren Kindern der Arbeit. Diese besorgt dann das weitere ganz von selbst».

Das Kind selber hat einen viel feinern Sinn dafür, ob eine Arbeit, s e i n e Arbeit etwas nütze oder nicht, als man annimmt. Wahrscheinlich merkt es auch, daß dem Erwachsenen, der ihm Arbeit vorspielt, das wirkliche Interesse für das Resultat derselben fehlt. Was das Kind hervorbringt, soll immer «für etwas sein». Aus diesem Grunde befriedigen die Papierketten und Geflechte der Kindergärten auf die Dauer so wenig. Einen wie viel soliden und aussichtsreicheren Eindruck macht der erste Knopf, den der Hansli oder das Anneli eigenhändig angenäht hat! So viel als möglich sollten schon im Kindergarten und wie viel mehr dann im Hort Arbeiten an Hand genommen werden, deren Nutzen die Kinder einsehen können.

Uns ist natürlich dieser Nutzen nicht die Hauptsache, so gern ihn manche Mutter in den Kauf nähme. Wichtiger ist die Gewöhnung und Übung in der Arbeit, und dann vor allem die Charakterbildung, die fast nirgends einen so selbstverständlichen Platz findet, wie in ihr und durch sie. Die schönste Ermahnung über den Segen der Gewissenhaftigkeit nützt kaum so viel als das Ausbleiben der ersehnten Ernte, wenn die Aussaat verzögert wurde, oder das Mißraten des Gerichtes oder Gerätes, wenn die Maße dafür nicht genau innegehalten wurden. Wenn dagegen etwas gelingt, sogar dem Schwachbegabten besser gelingt, als man gedacht hatte, wie freut man sich da zusammen, wie faßt man neuen Mut zum Schaffen und zum Leben! Und die Hilfe des Stärkern für den Schwächern, wie natürlich ergibt sie sich da! Doch es ist ja anerkannt, daß die Handarbeit eine viel bessere Characterschule darstellt als die bloß intellektuelle Ausbildung.

Darf die für Mutter und Kinder wohlbemessene Arbeit eine Erzieherin genannt werden und eine Freundin der Jugend, so entwickelt sich die unmäßige und unangepaßte Arbeit zu einem Würgegel der Schaffensfreude, der Jugend und der Mütterlichkeit. Da, wo die Mutter ihre Kinder sich selbst und einem harten Schicksal überlassen muß, um «der Arbeit nachzugehen», da hört überhaupt jede Erziehung auf, ebenso wie dort, wo jene zwar zu Hause bleiben darf, aber in den Schraubstock schlecht bezahlter Heimarbeit gepreßt wird, in die wohl auch noch die Kinder hineingezwungen sind. Ist es wirklich unabwendbares Schicksal für Tausende armer Frauen und Kinder (in der Schweiz sind es etwa 33 000 Ehefrauen, worunter nur die gewerblichen Lohnarbeiterinnen gezählt sind), daß die Arbeit sich ihnen zum Fluche wandelt und den Keim zur Arbeitstüchtigkeit und Arbeitsfreude in den Gemütern ihrer Kinder erstickt? Diesen Kindern die Mütter zurückzugeben, wäre eine der größten Kultur-taten der Menschheitsgeschichte. «Man lernt», erzählt die Fabrik-inspektorin Dr. M. Baum in «Fabrikarbeit und Frauenleben», «in den Fabriken sehr bald auf den ersten Blick die verheiratete von der unverheirateten Arbeiterin unterscheiden, an dem besonders abwesenden und verhetzten Gesichtsausdruck, der deutlich anzeigt, wie die Gedanken zu den unversorgten Kindern, zu dem der Arbeit harrenden Haushalte wandern.» — Wie sich eine Mutter wehrt gegen das herannahende Verhängnis der Trennung von ihren Kindern, die in eigener Pflege und Ordnung zu erhalten, ihr die höchste Pflicht scheint, erzählte jüngst der Frauenzentrale der ergreifende Brief einer Arbeiterfrau. — Nicht viel besser geht es der Mutter, die durch Spetten dem Lohn des Gatten nachhelfen muß. «Sie hastet und jagt vom frühen Morgen bis späten Abend», erzählte jüngst M. Tischhauser in ihrem Vortrag «Arbeiterinnenlos»: «Sie steht am Morgen um 5 Uhr auf, macht den Kaffee, nimmt selbst in aller Eile eine Tasse und ein halbes Stücklein Brot, erwischt den Tram und macht irgendwo ein Bureau, ein Treppenhaus, oder Ladenräume. Dann eilt sie nach Hause, kauft unterwegs noch etwas fürs Mittagessen. Daheim findet sie alles noch in größter Unordnung, die Betten ungemacht, das Frühstücksgeschirr noch auf dem Tisch, die Haustreppe ungewischt, kurz, alles harrt auf die ordnenden Hände der Hausfrau. Zuerst kommt das Zimmer

des Zimmerherrn an die Reihe; denn es wäre unmöglich, eine Dreizimmerwohnung zu bewohnen, das beste Zimmer wird mit den besten Möbeln vermietet. — Schnell wird nun das Mittagessen bereitet, der Mann und die Kinder kommen hungrig heim; die Suppe bringt der Achtjährige heim aus der Suppenküche, dazu gibt's Kartoffeln und Rübli. Man ißt natürlich in der Küche, um Arbeit und Zeit zu sparen; denn gleich nach dem Essen muß die Frau als Spettfrau für 2—3 Stunden zu einem ältern Fräulein, das sehr ungern sieht, wenn sie 10 Minuten zu spät kommt. Um 1 Uhr sollte sie dort sein. Das achtjährige Mädchen muß indessen das Geschirr waschen; die Pfannen macht noch rasch die Mutter und dann überläßt sie Mann und Kinder ihrem Schicksal. Todmüde kommt sie um 4, $\frac{1}{2}$ 5 Uhr wieder heim, die Wohnung ist wieder leer, der Mann ist an der Arbeit, die Kinder im Hort. Sie stopft noch schnell einige Löcher, oder (nehmen wir es ihr nicht übel) sie schwatzt ein Viertel- oder ein Halbstündchen mit der Nachbarsfrau. Dann heißt es wieder fort, Bureaux zu machen. Der Vater kommt um 6 Uhr heim. Niemand ist in der Wohnung, überall ist's kalt und ungemütlich; er geht in die Küche, stellt die Suppe über das Feuer, eine Wurst hat er mitgebracht und, wenn's gut geht, hält die Frau noch Kartoffeln für Rösti bereit, die er dann mit kundiger Hand macht. Um 7 Uhr kommen die Kinder heim, decken den einfachen Tisch, und man ißt ohne die Mutter zu Nacht; man stellt ihr den Rest zur Wärme, was bei den Gasherden eine Kunst ist. Nach Tisch sitzen die Kinder herum oder gehen ins Bett, und der Vater bleibt daheim und liest die Zeitung oder geht ins Wirtshaus. Um $\frac{1}{2}$ 10 Uhr kommt die Mutter müde heim, räumt noch was auf, oder sie tut nichts mehr, sondern geht ins Bett. — So geht es Tag für Tag, Woche für Woche, Jahr für Jahr.»

Zwar wird geklagt über Mangel an Ordnung, haushälterischem Sinn und Geschick oft auch dort, wo die Frau daheim bleiben darf. Wie viele Arbeiterwohnungen sind aber derart unfreundlich und übersetzt, daß ein Behagen darin nicht aufkommen kann! Und dann muß eben der Sinn dafür, mit Wenigem nicht bloß auszukommen, sondern noch ein Schimmerchen von Liebe und Freude darüber auszugießen, erst geweckt werden. Wenn er der Mutter nicht übermittelt worden, woher soll ihn die Tochter haben? Sie weiß meist ja gar nicht, daß man

es auch anders machen könnte, als sie es tut; sie vermißt nicht die rechte Ordnung, die richtige Zusammensetzung des Essens, das Ausbessern von Wäsche und Kleidern, weil sie es nie anders gesehen hat, meist auch gar nicht zu sehen begehrt. Von dreißig 14- bis 15 jährigen Arbeitertöchtern, erzählte man mir, würden kaum zwei freiwillig lernenshalber in eine Haushaltung eintreten: was man bei ihnen brauche, glauben sie bereits zu können; für sich ziehen sie freie Abende mit Kino, Tanz und dergleichen dem Hausdienst vor. Wenn sie sich zu einem solchen entschließen, dann muß es schon «in einer Villa» sein, während doch ein einfacher Haushalt ihnen viel eher das für sie Notwendige zeigen würde. — Einmal wurden Kurse zum Ausbessern alter Kleider extra für Arbeiterinnen ausgeschrieben; niemand fand sie begehrenswert. Für Kurse zum Neuanfertigen meldeten sich einige wenige; hübsche Sachen machen und Sticken aber hielten ihrer viele für höchst nötig und wünschenswert. Solche Künste allein mochte man nicht übermitteln, wohl mit Unrecht; denn vielleicht hätte sich vom Sticken doch die eine oder andere ins Flickeln hinüberlocken lassen. — Es muß gelingen, die Seele des Haushaltes, die Liebe, lebendig zu machen, sonst würden die Arbeiten vielleicht gelernt, aber sehr bald wieder liegen gelassen. Wie das etwa an Hand genommen werden kann, zeigt der (im Zentralblatt des schweizerischen gemeinnützigen Frauenvereins 1918, Nr. 10) geschilderte vielversprechende und dankbar aufgenommene Versuch, einen Mädchenhort genau nach dem Vorbild eines Familienheims einzurichten mit all' den für Haustöchter üblichen Anweisungen und Aufgaben.

Nachdem wir die Gründe betrachtet haben, warum von der Familie und auch von der Schule aus der Tätigkeitstrieb der Kinder zu wenig gepflegt und für die Handarbeit herangezogen wird, wenden wir uns zur Frage: Was kann die Frau tun, oder was kann für sie geschehen, damit sie fähig wird, die Arbeitstüchtigkeit der Jugend zu heben?

Zunächst ist jedenfalls körperliche Tüchtigkeit eine, wenn auch keineswegs die einzige Grundlage der Leistungsfähigkeit. Das erste, was die Frau und Mutter zur Beförderung der Tüchtigkeit des Nachwuchses tun kann, ist: sie sei selbst tüchtig! Was nach dieser Richtung getan werden sollte und könnte, haben berufene Vertreter und

Vertreterinnen der Körperpflege ausgeführt. Der Schularzt der Stadt Zürich, Dr. med. Kraft, betonte in seiner Arbeit über «Die gesundheitlichen Verhältnisse der Jugend», daß den vielfach zum Aufsehen mahnenden krankhaften Zuständen hemmende Einflüsse zugrunde lägen, teils der Vererbung, teils ungünstiger Lebensbedingungen. Ohne daß diese bezwungen oder wenigstens eingedämmt würden, sei an einen ernsthaften Erfolg der Ertüchtigungsarbeit nicht zu denken. Den Zugang zum Jugendgarten einer glücklicheren Zukunft sieht man da von Not und Krankheit gesperrt; hoffnungslos scheint es auf den ersten Blick. Und doch ließe sich mit dem einen oder andern dieser «Kindlifresser» auch jetzt schon abfahren, wenn nur genug Leute ernsthaft genug wollten: mit dem Alkoholismus am leichtesten, dann aber auch mit dem Wohnelend, die beide so viel Kinderleid und Schwäche erzeugen.

Es braucht hier nicht wiederholt zu werden, daß es notwendig ist, dem Mädchen wie dem Jüngling einen Vorrat an gut entwickelter Kraft und Gewandtheit mitzugeben, vielleicht einige wohlausgewählte Körperübungen, die Lust, sich in freier Luft und vernünftiger Kleidung zu bewegen, ein paar in Verstand und Willen fest verankerte hygienische Grundbegriffe und Lebensregeln, worunter auch die, sich die Trinksitten der abtretenden Generation mit ihrem Gefolge von Krankheit, Armut, Verbrechen nicht wieder anzugewöhnen.

Wichtig ist vor allem, vielleicht am allerwichtigsten, neben der körperlichen die s e e l i s c h e Widerstandskraft, jener Gesundheitstrotz, der sich nicht von jedem Wehwehlein unterkriegen läßt. Gerade dieser starke Schutzwall der Lebenskraft wird heute von allen Seiten untergraben, am gefährlichsten von Leuten, die sich als Freunde der Jugend gebärden. Wer einen auf Krücken stellt, so lange man noch auf eigenen Füßen stehen kann, erweist sich in seinen Wirkungen als Feind. Es gilt, ihnen zu widerstehen um des eignen Heiles willen, all den tausendfältigen Suggestionen zum Sichgehenlassen, Sicherholenwollen, bevor man sich angestrengt, diese oder jene Linderung oder Stärkung zu erstreben, die in Wirklichkeit eine Schwächung des Willens bedeutet. Wer all' das an sich abgleiten läßt, dem eignen Gesundheitsgewissen vertrauend, der mag als tüchtiger Mensch wohl auch tüchtige Menschen erziehen. — Merkwürdigerweise gibt es Eltern, die selber gegen scharfen Schicksalswind

sich durchgeschlagen haben, jedoch ihre Kinder vor jedem Lüftlein schützen möchten, Mütter, die ihre Buben und Mädchen durchaus am Schürzenzipfel hängen haben wollen, obgleich sie wissen müssen, wie bald diesen die leere Schürze in den ratlosen Händen bleiben wird. «Wer soll denn Euren Kindern etwas zutrauen,» möchte man ihnen zurufen, «wenn Ihr selber es niemals wagt?» — Tüchtig müssen vor allem unsere Mütter sein; bedeutet doch Mutterschaft leibliche und seelische Widerstandskraft! Wann endlich geben wir jenem falschen Frauenideal endgültig den Abschied, das immer noch in der Männerwelt spukt: die zierliche, mehr oder weniger kokette, bloß in sich selbst verliebte Dame, oder was als Damenersatz in allen Ständen sich breit macht, während es in der Familie bestenfalls eine Lücke bedeutet, manchmal aber auch den Abgrund, der das Wohl aller verschlingt. Wen man nicht selber als Mutter möchte, die soll man seinen Kindern nicht als solche vorsetzen. Dies ist vielleicht ein guter Wertmesser bei der Gattenwahl, der für die Tüchtigkeit der Kinder den Ausschlag gäbe. —

Wenn wir einen tüchtigeren Nachwuchs unseres Volkes haben möchten, dürften wir uns auch den da und dort auftauchenden Vorschlag ernsthaft überlegen: es möchte von Gesetzes wegen von beiden Verlobten ein ärztliches Zeugnis vor dem Eingehen der Ehe verlangt werden, dem wohl zwar nicht verbietende, aber doch vorbeugende Wirkungen zuzuschreiben wären.

Dazu dürften dann auch gleich die Ausweise verlangt werden darüber, ob die künftige Frau und Mutter sich jene allernotwendigsten Kenntnisse und Fertigkeiten in Haushalt und Kinderpflege angeeignet hat, die dazu nötig sind, um ihre Familie gesund zu erhalten. Wie oft hängt das Wohlergehen besonders auch der zukünftigen Generation von diesen Vorbereitungen ab. Und die Mütter bestimmen dann wieder in erster Linie darüber, was als Lebensgewohnheit sich beim Kinde festsetzt und zum guten Teil dessen Schicksal bestimmen wird: ob es sich an regelmäßige Tätigkeit und Ruhe, an einfache zweckmäßige Nahrungsmittel oder verderbliche Genußmittel, an Reinlichkeit und Bewegung, an frische Luft und Sonne, an schöne, harmonische Lebensgenüsse oder an Luxus und Ausschweifung halten wird.

Keinem Knecht gibt der Bauer ein gutes Stück Vieh in die Hände ohne genaue Anweisung. Jedem ahnungslosen jungen Ding aber legt man sein Kindlein auf Geratewohl in die Arme. Dieses kostet eben nichts. Freilich kostet es, sogar auch Geld; man frage nur die Fürsorgebehörden, die nachher das Verpfuschte irgendwie gut (oder auch schlecht) zu machen haben! — Wahrhaftig, bevor nicht der Mensch des Menschen erste Sorge wird, können wir nicht von Menschheitskultur reden.

Es versteht sich, daß auch für die Gelegenheit, sich diese Grundlage weiblicher Tätigkeit anzueignen, gesorgt sein soll. Wird doch eine richtige hauswirtschaftliche Bildung immer mehr als Vorbereitung der Frau für ihre staatsbürgerlichen Pflichten angesehen; wie denn neuerdings der Bund schweizerischer Frauenvereine anregte, man möchte in einer zunächst freiwilligen, später obligatorischen Bürgerinnenprüfung unsere Töchter sich über geeignete Vorbildung auf diesem Gebiete ausweisen lassen. Wie lange und bei jeder Gelegenheit bemüht sich schon der Schweizerische gemeinnützige Frauenverein und andere Gesinnungsgenossinnen für die Verbreitung und das Obligatorium der Mädchenfortbildungsschule mit hauswirtschaftlichem Unterricht!

Bei Anlaß der Beratung der Revision der Bundesverfassung im Nationalrat im Februar 1919 führte Nationalrat C. Schmid folgendes aus: «Ich denke ferner an die Ausbildung der Frau als Wirtschaftlerin im Haushalte. Wie viele junge Töchter schreiten zur Ehe ohne rechtes Verständnis, ohne irgend eine Ausbildung für ihre künftige Aufgabe im Haushalt, und wie viel hängt für das Glück und Wohlergehen der einzelnen Familien und infolgedessen auch der Gesamtheit gerade hievon ab! Hier handelt es sich nicht um eine Sache, die durch eine Revision unserer Bundesverfassung gelöst wird; wohl aber um eine Kleinarbeit, die von allergrößter Wichtigkeit für das ganze Land ist, von einer Wichtigkeit, die vielleicht nicht zurücktritt gegenüber der Frage der Wahlberechtigung der Frauen.»

Bei allen diesen Bestrebungen müßte besonderes Gewicht darauf gelegt werden, daß die künftigen Mütter ihre Kinder nicht nur pflegen können, sondern auch zur Arbeit anzuhalten wüßten. Bei allem Mädchenunterricht ist überhaupt immer das Weitergeben an die folgende Generation im Auge zu behalten. Ge-

rade deshalb wäre es sehr zu begrüßen, wenn das mütterliche, das elterliche Element unter den Lehrkräften, das eigene Erfahrungen mit Kindern mitzuteilen weiß, noch mehr zur Geltung käme.

Ebenso wie die Anstalten (auch die besten), die Familien-erziehung nicht ersetzen können, vermag auch die Haushaltungsschule nicht das zu geben, was sich im Einzelunterricht bei einer wirklich tüchtigen und erzieherisch beanlagten Hausfrau gewinnen läßt. Solchen Frauen sollte, da sie sich um das ganze Volk verdient machen, vom Staate oder von Frauenvereinen für jede ausgebildete «Dienstlehrtöchter» eine Prämie ausgerichtet werden, damit sie sich dieser Mühe möglichst oft unterzögen. Ebenso dürften auch Meister und Meisterinnen, die gute Lehr-erfolge aufweisen, durch ihre Berufsorganisation irgendwie ausgezeichnet, vielleicht auch der Kundschaft besonders empfohlen werden.

Da ein Mädchen nie ganz sicher sein kann, ob die im eigenen Hause erworbenen Kenntnisse auch anderswo ausreichen, ist zu ihrer Berichtigung und Erweiterung eine Tätigkeit in fremdem Haushalt notwendig, was durch einen Austausch der Haustöchter erreicht werden könnte. Es böte sich dabei auch ganz ungezwungen die heutzutage so oft mangelnde Gelegenheit, daß die Söhne des Hauses künftige Lebens-gefährtinnen besser kennen lernen könnten, als dies bei Tanz-gelegenheiten möglich ist.

Zu weiterer Ausbildung käme dann erst die Haushaltungsschule in Betracht, die zu erklären hat, warum man die Dinge so und nicht anders macht. Den Zöglingen sollte aber überall noch Gelegenheit gegeben werden, in Krippen, Jugendhorten und dergleichen die hauswirtschaftliche Bildung nach der erzieherischen Richtung hin zu erweitern.

Aber auch der verheirateten Frau muß immer wieder Gelegenheit geboten werden, ihre haushälterischen und erzieherischen Fähigkeiten weiter zu bilden und neuen Anforderungen der Volkswirtschaft und des eigenen Lebens anzupassen. Ist es doch eine Eigentümlichkeit des weiblichen Geschlechtes, mit dem rechten Eifer nur das zu erstreben, was einem im Augenblicke am brennendsten fehlt! Auf Vorrat zu lernen, vermögen die Mädchen gewöhnlich noch weniger als die Jünglinge. Das in den Mädchenschulen Vorgelernte, darauf

muß man sich gefaßt machen, wird nie so fest sitzen, wie das im Hinblick auf das drängende Leben zielbewußt Erfasste. Darum heißt es immer wieder, praktische Kurse veranstalten, womöglich in Verbindung mit ständigen Beratungsstellen, für Haushaltungskunde, Gemüsebau, Kinder- und Krankenpflege, Erziehung, ganz besonders aber auch für alle jene Fertigkeiten, die wieder den Kindern beigebracht werden können, z. B. auch allerlei handwerkliche Tätigkeit. Wie groß das Bedürfnis nach dieser Richtung ist, hat zum Beispiel in Zürich der rege Besuch der von Frauenzentrale, Haushaltungsschule, Zürcher Frauenbildungskursen, vom abstinenten Frauenbund und anderen Vereinen veranstalteten Kurse gezeigt. Da wurden Winke für Küche und Vorratskammer entgegengenommen, praktische Dinge, wie Finken und Kleidungsstücke angefertigt, aber auch mit besonderem Eifer allerlei Spielzeug gebastelt. Väter und Mütter wetteiferten, den Kleinen auf Weihnachten eine Freude zu bereiten. Vielleicht wäre die Freude noch größer, wenn jene die Kinder selber mitarbeiten ließen, worauf immer so viel als möglich hinzuweisen ist. Hoffentlich hat auch die Anregung, daß von Schulen und Frauenvereinen zusammen in den obersten Mädchenklassen das Sterilisieren und Dörren gezeigt werde, Frucht getragen! Alles sei willkommen, was dazu dient, die Familie oder doch einen Teil derselben wieder einmal zur Produktionsgenossenschaft zusammenzuschließen! — Es ist darüber gelacht worden, wenn früher in allen möglichen Familienblättchen wichtige Ratschläge von Tanten erschienen, wie man zum Beispiel aus alten Pantoffeln Staubtuchbehälter und aus Nachthauben Kinderhosen machen könne und was dergleichen Künste mehr sind. Es verrät sich aber in diesen mehr rührenden als rationellen Bestrebungen die unbeschäftigte Schaffenslust und Erfindungsgabe des weiblichen Geistes, die nur auf die richtigen Bahnen gelenkt werden müßte. — Ließe sich wohl zum Beispiel für die Schweiz nicht etwas Entsprechendes schaffen, wie es in Schweden die weit über die Grenzen des Landes hinaus den Jugendpflegern bekannte Stiftung in Nääs bedeutet, wo Lehrer und Erzieher aller Stufen einfache Werkzeuge erstellen lernen!

Wenn wir uns fragen, wer für die Ertüchtigung der Jugend, die mit derjenigen des weiblichen Geschlechtes Hand in Hand gehen muß, eintreten könnte, so scheint es mir, daß

zunächst die Frauen selber daran arbeiten sollten, wie sie es in dieser und jener Hinsicht, zum Beispiel mit dem hauswirtschaftlichen Unterricht, bereits getan haben. *) In durchgreifender Weise wird es erst geschehen können, wenn einmal die Hausfrauen ihre ausgedehnte Berufsorganisation besitzen. Von den Einflüssen, die eine solche auszuüben imstande wäre, seien in diesem Zusammenhange neben der Ergänzung der hausfraulichen Bildung nur noch erwähnt die Einwirkung auf die Produktion, in dem Sinne, daß einfacher und solider, möglichst bodenständiger Ware der Vorzug gegeben würde, wodurch das heimische Handwerk, die Qualitätsarbeit mehr zu Ehren käme.

Erst wenn eine gewisse wirtschaftliche Macht errungen wäre, könnten mit größerem Erfolge als ihn die sozialen Käuferligen bisher erreichten, auch Forderungen erhoben werden, die das Los der Warenproduzenten verbessern würden (insbesondere der Heimarbeiterin) durch Hebung der Löhne und Boykottierung gesundheitsschädlicher Fabrikationszweige. Eine Aufgabe wäre auch, an der Organisation der Heimarbeiterinnen mitzuhelfen, und mit dieser in Verbindung zu treten, um ausbeuterischen Zwischenhandel zu beseitigen.

Besonders wichtige und wertvolle Resultate könnte es bringen, wenn die Organisation städtischer Hausfrauen sich mit den ebenfalls organisierten Landfrauen in Verbindung setzen und diesen die Abgabe ihrer Erzeugnisse erleichtern könnte, wodurch zugleich an der Hebung des Bauernstandes gearbeitet würde, wie dies bereits in Österreich, Deutschland, den Niederlanden, Belgien geschieht, wo in den Statuten direkt die Verhütung der Landflucht genannt wird, die auch uns als ein wichtiges Ziel erscheint, das sicher ohne erhöhte weibliche Mitarbeit nicht zu erreichen ist.

Für die Kinder beider Stände wäre es von großem Vorteil, wenn sich hiebei Beziehungen anknüpfen ließen, die vielleicht zum gegenseitigen Austausch von Stadt- und Landnachwuchs führen könnten, zum Beispiel in der Weise, daß Landkinder zu Lernzwecken in die Stadt kämen, während Stadt-

*) Vgl. «Das hauswirtschaftliche Bildungswesen in der deutschen Schweiz», von Emma Coradi-Stahl.

kindern Ferienaufenthalt angeboten würde im Sinne aber eigentlichen Mitlebens und Mitarbeitens, nicht der bloßen «Kur». Es gäbe dies Gelegenheit, sich in den Landwirtsberuf einführen zu lassen für diejenigen, die dazu Lust und Anlage zeigen.

Auch eine Vermittlungsstelle bescheidener ländlichen Wohngelegenheiten für die Ferien ließe sich damit verbinden. Gewinnt doch im Mittelstande der prächtige Brauch immer mehr Boden, im Sommer mit der ganzen Familie, Sack und Pack, ins Freie hinauszuziehen! Das sind für Kinder in jeder Beziehung aller günstigste Gelegenheiten, wenigstens auf ein paar Wochen des Jahres zu der Lebensweise zu gelangen, die für ihr leibliches und geistiges Wohl die zuträglichste wäre, und der sich vielleicht das eine oder andere der Kinder dann dauernd zuwendet. Denn die Notwendigkeit, alle Geschäfte des Haushalts und vielleicht auch eines Gartens in der primitivsten Form und mit einfachsten Mitteln gemeinsam auszuführen, bietet unendliche Anregungen und nützliche Übungen, so daß dieses fröhliche Ferienspiel als ganz ernsthafte Förderung der Leistungsfähigkeit sich erweist. Aus eigener Erfahrung kann ich bezeugen, daß in diesen wenigen Wochen im kleinen Bauernhäuschen, wo die Kinder ganz allein die Heinzelmannen spielen, jeweilen ein ganzer Schatz von Kenntnissen und Fertigkeiten, aber auch an Frohsinn und Zusammengehörigkeitsgefühl angesammelt wird.

Berühren wir zum Schlusse die Frage, was wir Frauen in dieser Hinsicht vom Staat wünschen könnten, und wozu wir unsern künftigen bürgerlichen Einfluß benutzen sollen! Jedenfalls werden wir mithelfen, die ja bereits begonnene Umwälzung des Rechtsstaates zum Fürsorgestaat zu befördern. Ist es doch gerade dieser, der mit den Neigungen unseres Geschlechtes am meisten übereinstimmt! Unserer Meinung nach müßte sich diese Fürsorge noch weit ausgedehnter und durchgreifender als bisher auf die gesundheitlichen Verhältnisse, besonders die vorbeugenden Maßnahmen erstrecken. Immer ist die Ertüchtigung unserer Jugend als Ziel ins Auge zu fassen, und als ein Hauptmittel die Beseitigung oder doch Einschränkung der sexuellen, alkoholischen und tuberkulösen Ansteckungsgefahr. — Von den sozialen Reformen läge uns wohl kaum eine mehr am Herzen, als die Rückgabe der Arbeiterfrau an ihre

F a m i l i e, wenn auch zunächst vielleicht nur durch Einführung der Halbtagschicht, ebenso die Sanierung der Heimarbeit mit staatlicher Hilfe. Durch das Obligatorium des hauswirtschaftlichen Unterrichts für alle Mädchen müßte dann auch die ihrer Familie erhaltene Arbeiterin in Stand gesetzt werden, dieses zu einem Heim zu machen, in dem Kinder gedeihen und arbeiten lernen.

Eine Hauptgrundlage dafür wäre durch geeignete Wohnungsfürsorge des Staates geschaffen, der durch Erleichterung des Verkehrs den Auszug zum Beispiel von Fabrikbetrieben in die ländliche Umgebung befördern könnte.

Solche Kleinsiedelungen, die sich mehr oder weniger der eigentlichen Gartenstadt annähern, und die der Arbeiterfrau Gelegenheit böten, den Ausfall ihres Lohnes einigermaßen durch Garten- und Kleinviehertrag zu decken, müssen von Staat und Privatgesellschaften in großzügiger Weise an Hand genommen werden, unter einheitlicher Verwertung aller praktischen Erfahrungen, so daß nicht jeder einzelne seinen eigenen «Lehrplatz» machen muß. Das wäre ein Segen, nicht nur für die Volkswirtschaft, sondern vor allem für das Gedeihen der Familie und der Jugend, die aus der dunklen Gasse hervorgeholt, in Sonnenlicht und froher Arbeit gesunden und wieder in die Heimatliebe hineinwachsen könnte, die so vielen von ihnen verloren gegangen ist.

In solche Siedelungen mit ihren gesunden und leicht überschaubaren Verhältnissen ließen sich dann wohl auch fürsorgebedürftige Kinder oder Dienstlehrtöchter in besonders geeigneten Familien unterbringen, auch jene jungen Leute, die sich draußen, aber nicht in der Stadt zu halten vermögen und die deshalb dauernd aufs Land versetzt werden sollten. Ganze Haushaltungen, die auf dem Stadtpflaster zugrunde gingen, könnten emporgebracht werden durch ein solches Milieu, durch das bloße Beispiel wohlbestellter Nachbarn. Wie von den «steinernen Gräbern» der städtischen Mietskasernen, die zu vermehren wir uns hüten sollten, der Geruch sittlicher Verwesung ausgeht, so vermöchten solche Siedelungen der Ansteckung zum Guten zu dienen. — Was den «Zug aufs Land» irgend stärken kann, werde sorglichst gepflegt: Schüler- und Familiengärten, Gartenbaukurse und -Schulen, namentlich auch für das weibliche Geschlecht!

Mit dieser Verpflanzung wenigstens eines Teils des städtischen Proletariats in ländliche Verhältnisse dürfte es leider noch gute Weile haben. Inzwischen wäre es aber, wenn nicht die außerordentliche Verkürzung der Arbeitszeit mit großen Gefahren verknüpft sein soll, dringend nötig, in überall zu gründenden *Gemeindehäusern* neben Gartenbau-, Lese- und Spielgelegenheiten auch *Werkstätten* für freie Betätigung zu eröffnen, damit Männer und Jugendliche in freien Stunden dort — vielleicht unter Anleitung — einfache Reparaturen und Geräte herstellen könnten. In dieser Richtung wären auch die *Jugendhorte* auszubauen, als *Familienhorte* in der erwähnten Art für Mädchen, für Knaben besonders im Sinn der *schwedischen Arbeitsstuben*, wo seit 1887 viele Tausende von Mädchen und Knaben in nützlichen Handarbeiten (Tischlerei, Schuhflicken, Bürstenbinden, Span- und Bastarbeiten, Kleidermachen, Buchbinden, Korbflechten, Holzschnitzen etc.) unterrichtet und dadurch vor Verwilderung bewahrt werden.

Von der *Schulreform* war bereits die Rede, der Auflösung der großen Lernklassen in kleine Arbeitsgruppen, der Berücksichtigung des Arbeitsprinzips bei Aufnahme und Ausbildung der künftigen Lehrer.

Ist es wohl undenkbar, daß unsere Rekrutenprüfung oder eine *Bürgerprüfung* jeweilen nicht nur wissenschaftliche Noten verlangen würde, sondern daß jeder künftige Bürger sich ausweisen müßte, daß im Notfall seiner Hände Arbeit ihm durchs Leben hülfe, daß er sein Stücklein Land zu bebauen imstande wäre, während das weibliche Geschlecht sich ohne Ausnahme auf die Grundlage hauswirtschaftlicher und mütterlicher Tätigkeit stützen könnte? Dadurch würde das menschliche Dasein an sich bereichert und gefestigt und ein jeder für jenen Zustand ausgerüstet, den die Entwicklung der Gegenwart in Aussicht stellt: Keiner muß mehr bei einförmiger Berufsarbeit zur Maschine erstarren. Es ist ihm so viele freie Zeit vergönnt, daß er einen guten Teil davon zur harmonischen Ausbildung verwenden kann, der Bauer und Handwerker, wohl auch die Hausfrau, zur Betätigung geistiger Kräfte, der Schreiber und Kopfmensch zu Landbau und Handwerk. So würden beide Richtungen menschlichen Fleißes wieder gleichwertig, und beide, was das wichtigste ist, wieder mit Lust betont. Dann

erst wird auch der Erziehung zur Arbeit nicht mehr jener üble Beigeschmack anhaften: Du sollst, du mußt lernen, um irgendwie einen andern zu übertrumpfen! Das Gefühl kann wieder erwachen: Ich betreibe dies und das, nicht um zu konkurrieren, sondern um für mich ein ganzer Mensch zu werden, um Dinge zustande zu bringen, die mir und andern Nutzen und Vergnügen bereiten. Das ist die reine schöpferische Werkfreude, unangetastet von Neid und Profitsucht, die zum schönsten gehört, was Menschen empfinden können, und der wir fast nur noch beim Kinde rein begegnen!

Beim Kinde und — beim Künstler. — Da finden sich in den Gesprächen Auguste Rodins (Gesammelt von Paul Gsell, Leipzig 1913) die denkwürdigen Worte: «Heute scheinen fast alle Menschen die Arbeit als eine abscheuliche Notwendigkeit, als eine fluchwürdige Last zu betrachten, während sie als ein Glück für uns, als unsere Daseinsberechtigung aufgefaßt werden müßte.

Übrigens hüte man sich, zu glauben, es wäre immer so gewesen! Die meisten Dinge, die uns aus früherer Zeit geblieben sind: Möbel, Hausgerät, Stoffe, beweisen eine große Gewissenhaftigkeit derer, die sie herstellten. Der Mensch arbeitet gut und schlecht; ich glaube sogar, daß die erste Art ihm mehr zusagt, weil sie seiner Natur mehr entspricht. Aber er hört bald auf die guten, bald auf die schlechten Ratschläge, und gegenwärtig gibt er zweifellos den schlechten den Vorzug.

Und doch, wieviel glücklicher würde die Menschheit sein, wenn die Arbeit, anstatt ein Mittel, das Dasein zu fristen, sein innerster Zweck wäre!

Diese wunderbare Veränderung könnte nur eintreten, wenn alle Menschen das Beispiel der Künstler befolgten oder besser, wenn sie sich selbst in Künstler verwandelten. Denn dieses Wort in seiner umfassendsten Bedeutung bezeichnet für mich alle, die an dem, was sie tun, freudigen Anteil nehmen. Es wäre also zu wünschen, daß es in jedem Beruf Künstler gäbe: Zimmerleute, die glücklich sein müßten, selbst ihre einfachsten Arbeiten künstlerisch auszuführen; Maurer, die Gips und Mörtel mit Liebe zubereiten; Fuhrmänner, die stolz darauf sein müßten, Pferd und Wagen gut zu behandeln und auf die Fußgänger nach Möglichkeit Rück-

sicht zu nehmen. Das gäbe eine wunderbare Gesellschaft, nicht wahr?»

Stellen wir das Werkglück der Jugend, den Traum des Künstlers als ein neues Ziel in die Zukunft hinein! Die Zeit muß kommen, da «Frau Arbeit» nicht mehr als Zuchtmeisterin, als Ausbeuterin in grausamer Maske erscheint und der Menschheit hingestellt wird — die Zeit, da sie ihre wahren Züge enthüllt: das Antlitz einer Mutter, strahlend von Leben, Liebe und Frohsinn.

Erziehung durch Arbeit.

Von EDUARD OERTLI.

Man kann dem Kriege nicht viel Gutes nachreden. Aber das hat er doch zustande gebracht, daß die Völker anfangen, genauer nachzusehen, jedes für sich, was im eigenen Lande morsch und faul ist. Auch unser Schweizervolk fragt sich, was am Schweizerhaus zu verbessern sei. Und wahrhaftig, man hat viel Arbeit gefunden! Von unten bis oben gilt's aufzubauen! Haufen von Reformvorschlägen sind von heute auf morgen aufgetischt worden, von denen die meisten ihre Berechtigung haben. Im Vordergrund stehen neben der Lösung von sozialen Fragen die Förderung der wirtschaftlichen Unabhängigkeit unseres Landes und vermehrte Würdigung der Jugenderziehung.

Das Schweizervolk ist zur Erkenntnis gelangt, daß es gilt, neben der politischen Unabhängigkeit auch eine wirtschaftliche Selbständigkeit zu behaupten, und wir fangen an, zu suchen, was wir von uns aus leisten können.

«Schweizervolk, hilf dir selbst und suche die Wurzeln deiner Kraft in dir!» heißt es heute mehr denn je. Volk und Behörden sehen ein, daß nur eine immer höhere Entwicklung der schweizerischen Landwirtschaft, des Gewerbes, der Industrie, des Handels, gepaart mit einer immer höher sich entwickelnden technischen Ausbildung und einer stetig fortschreitenden Hebung der kaufmännischen Bildung — mit einem Wort gesagt: daß die Arbeit der eigentliche Grundstein unserer Existenz ist. Als arbeitendes, einiges Volk dürfen wir getrost der Zukunft entgegensehen.

Klar ist damit der Weg gewiesen, der uns eine sichere Zukunft verbürgt: Schweizer, lerne arbeiten mit deiner ganzen Kraft und nach deiner eigenen Landesart! In dieser Hinsicht ist manches zu bessern.

Vielen guten Schweizern gibt es zu denken, daß — wie die Fabrikstatistik und die Betriebszählung klipp und klar beweisen —

Landwirtschaft, Handwerk und Industrie beständig gegen den Mangel an Arbeitskräften zu kämpfen haben und daß infolgedessen ausländische Elemente angestellt werden. Mit Bedauern wird anderseits festgestellt, daß überschüssige Arbeitskräfte aus unsern Berggegenden auswandern, anstatt als Bauernknechte in landwirtschaftlichen Betrieben unserer Talgegenden oder in der einheimischen Industrie ihr Brot zu suchen. Es ist eine Tatsache, daß in der schweizerischen Bevölkerung eine wachsende Abneigung gegen die harte, wenn auch gut bezahlte Handarbeit und eine Überschätzung der festbesoldeten, öffentlichen Beamtenstellen besteht.

Schwierig gestaltet sich die Frage, wie dem Übel zu steuern sei. Alle Vorschläge und Versuche, die bis jetzt schon zur Förderung der schweizerischen Volkswirtschaft gemacht wurden, haben ihr Gutes; aber sie fassen das Übel nicht an der Wurzel.

Dauernde Besserung kann nur erreicht werden, wenn die Erziehung so geregelt wird, daß die Schule in vermehrtem Maß auf das Leben vorbereitet und in der Jugend nicht allein die Freude am geistigen Schaffen, sondern auch Lust zu manueller Tätigkeit weckt.

Um ein richtiges Bild über die heutige Schularbeit zu erhalten, vergleiche man einmal die Lehrpläne der Volksschulen mit den Arbeitsverhältnissen unseres Volkes! Wie recht und billig nehmen unsere Schulen besonders darauf Bedacht, die Fertigkeiten im Lesen, Rechnen und Schreiben zu fördern. Daneben besteht eine Gruppe von Kunstfächern: Singen, Zeichnen, Turnen und eine Realfächergruppe: Naturkunde, Geographie, Geschichte. Daß die Erziehung zur Sittlichkeit den gesamten Unterricht durchdringen soll, und die Grundlage aller Erziehung ist, sei hier — wie an anderer Stelle begründet — nur angedeutet! Wie die Erfahrung lehrt, hat man den Realien im Laufe der Zeit eine zu große Bedeutung zugemessen, und so bekam der Unterricht, besonders in den oberen Volksschulklassen, eine Einstellung auf das Wissen. Die Menge an Wissen bildet den Maßstab für die Einschätzung der Qualität unserer Oberschulen. Allerdings besteht die merkwürdige Erscheinung, daß in allen Kantonen den Mädchen obligatorischer Handarbeitsunterricht erteilt wird. Die Stundenzahl ist so bedeutend, daß sie durch die gesamte Schulzeit hindurch ziemlich genau so viel ausmacht, wie die Schulstunden eines ganzen Jahres. Diese

Art des Unterrichtes fehlt in den Schulstunden der Knaben sozusagen ganz. Was heute in dieser Hinsicht für die männliche Jugend getan wird, hat nur fakultativen Charakter und ist dem Umfang nach von ganz untergeordneter Bedeutung.

Betrachten wir dagegen die Arbeitsverhältnisse unseres Volkes, so finden wir, daß die Handarbeiter die große Mehrzahl der Arbeitskräfte ausmachen. Groß ist die Zahl der Männer und Frauen, die in der Industrie, der Urproduktion und im Verkehr arbeiten, verhältnismäßig klein ist die Zahl der Arbeiter in den gelehrten Berufsarten. Das zeigt deutlich, daß die Erziehung, um bürgerlich brauchbare Menschen vorbereiten zu können, die Handarbeit zu berücksichtigen hat. Wie läßt es sich denken, daß der junge Mensch den ihm passenden Beruf wählen könnte, wenn er in seiner Erziehung nie zur Handarbeit angehalten wird? Die Vergleichen ergibt also, daß die Lehrpläne das Leben zu wenig berücksichtigen und daß sie einen Unterschied machen in der Ausbildung der Knaben und Mädchen. Die Knaben werden um ein Fach verkürzt, das für die Vorbereitung auf das Leben von Bedeutung ist.

Die Nachteile dieser Organisation machen sich unangenehm bemerkbar. Es liegt auf der Hand, daß für die Knaben die Hauptrichtung des Unterrichts auf ein Beibringen von Kenntnissen hinausläuft, und daß die Handgeschicklichkeit in keiner Weise gepflegt wird. Es ist nun aber unzweideutig festgestellt, daß die Hand ein Mittel ist, um das Brot zu verdienen. Aber das kann sie nur dann sein, wenn sie von Jugend an geübt und geschult wird und nicht erst nach Vollendung der Schulzeit. Sobald der junge Mensch vor die Berufswahl gestellt wird, macht sich dieser Mangel der Bildung fühlbar. Woher soll er Lust und Liebe zur Handarbeit haben? Und wie soll er überhaupt darüber im klaren sein, ob er in der Hand technisches Geschick besitzt oder nicht? Da die Schule vorwiegend geistig arbeitet, so erwacht naturgemäß im Knaben die Lust zu geistiger Arbeit und nur, wenn er dazu gar nicht taugt, wendet er sich der Handarbeit zu. Das ist besonders in den Städten so; auf dem Lande mag es um wenig besser stehen.

Pflicht und Aufgabe der Volksschule ist es, als Fundament aller Volksbildung allen Berufsklassen tüchtig geschulte Leute zuzuführen. Die Volksschule muß den Unterricht so einrichten, daß die Kinder nach ihren individuellen Anlagen gefördert

werden, auf daß sie als Erwachsene diejenigen Stellen ausfüllen, die ihrer Veranlagung entsprechen und die ihnen ermöglichen, ein Höchstmaß von Leistungen aufzuweisen. Wem geistige Arbeit ein Spiel ist, der wende sich dem Studium zu! Wer geschickt zu Handarbeiten ist, der wähle diese als Beruf! Nur nicht umgekehrt!

Die heutige Organisation der Volksschule ist nicht so, daß sie dieser Aufgabe ausreichend gewachsen wäre. Die Schule entdeckt jene Schüler nicht, die im technischen Schaffen ihre Geisteskraft entfalten können. Für die Volkswirtschaft ist das ein Mangel. Viele Talente könnten besser zur Entfaltung gelangen, wenn die Schule nicht nur mit der Feder arbeiten, sondern auch mit Werkzeugen und Material gestalten ließe.

Damit soll nicht gesagt sein, daß die Schule von einem Extrem ins andere fallen und in Zukunft ausschließlich manuell arbeiten lassen solle. Geist und Körper, Hand und Auge sollen gleichmäßig zur Übung und Entwicklung gelangen.

Wer an dem Gesagten zweifelt, der möge hören, was Thomas Carlyle in seinem Buche «Arbeiten und nicht Ver zweifeln» von der Arbeit und dem Arbeiter sagt: «Wer arbeiten kann, ist ein geborner König, steht in Gemeinschaft mit der Natur, ist ein Herr der Dinge und in seinem Bereich ein Priester und König der Natur. Wer nicht arbeiten kann, maßt sich die Königswürde nur an, in welchem Staatsgeschirr er auch auftreten mag; er ist ein geborener Sklave aller Dinge. Der Mensch ehre sein Handwerk! . . .

Zwei Menschen ehre ich und keinen dritten. Erstens den sich mühenden Arbeiter, der mit von der Erde geschaffenen Werkzeugen mühsam die Erde besiegt und sie zum Eigentum des Menschen macht. Ehrwürdig ist mir die harte, verkrümmte, rauhe Hand, worin nichtsdestoweniger eine unauslöschlich-königliche Majestät liegt; denn sie führt das Zepter dieses Planeten. Ehrwürdig ist auch das rauhe, verwitterte, beschmutzte Antlitz mit seiner erblühten Intelligenz; denn es ist das Gesicht eines Menschen, welcher lebt, wie ein Mensch leben muß . . . Einen zweiten Mann ehre ich und noch höher — den, welcher für das geistig Unentbehrliche arbeitet, nicht für das tägliche Brot, sondern für das Brot des Lebens. — Diese zwei in allen ihren Graden und Abstufungen ehre ich. Alles andere ist Staub und Spreu, die der Wind wehen kann, wohin er will.»

Wenn es der Schule gelänge, eine Arbeitsweise durchzuführen, die allen Schülern gerecht würde, die in gleicher Weise den Körper, den Geist, das sittliche Wollen und den Charakter zur Entwicklung brächte und die bei der Beurteilung der Schüler in gleicher Weise den Geist, die manuellen Anlagen und die Charaktereigenschaften in Betracht ziehen würde — dann dürften viele brave Schülertypen, die heute trotz aller Anstrengung keine Anerkennung finden, sich später freudiger an die Schule erinnern. Die Schule muß in erhöhtem Maß im Schüler den zukünftigen Bürger und Arbeiter, in der Schülerin die zukünftige Hausfrau und Mutter erblicken und darnach ihre Arbeit einrichten. Deshalb muß sie die einseitige Pflege des Wissens ablehnen. Mit dem «Wissen und Wollen» muß sie das «Können und Vollbringen» pflegen.

Wie kann die Schule diesen Anforderungen gerecht werden?

Erfahrene Schulmänner haben schon viel über die Lösung dieser Frage nachgedacht und in zahlreichen Schriften die Resultate bekanntgegeben, und heute wird mehr denn je an dem praktischen Ausbau der Schule gearbeitet. Darin ist man einig, daß eine dauernde Besserung, wie bereits angedeutet worden, nur möglich ist, durch eine Schule, die intensiv an das Leben anknüpft — durch eine Schule, die so gestaltet ist, daß sie das volle Interesse des Kindes in Anspruch zu nehmen vermag. Die Schule soll dem natürlichen Wissensdrang des Kindes, der sich erfahrungsgemäß mit Vorliebe auf Erscheinungen des täglichen Lebens, auf Ereignisse in seiner nächsten Nähe und nicht auf theoretisches Wissen erstreckt, vermehrte Aufmerksamkeit schenken. Das alles ist aber nur möglich, wenn Schule und Leben sich gegenseitig mehr Beachtung zollen, in vermehrtem Maß sich näher treten. Die Unterrichtsmethode, die dieses Ziel zu erreichen sucht, wird «Arbeitsprinzip» genannt. Das Arbeitsprinzip stellt zwei Forderungen in den Vordergrund:

1. das Kind in engem Kontakt mit dem Leben zu bringen und
2. durch Selbsttätigkeit das wachgerufene Interesse und den gewonnenen Einblick ins Leben zu vermehren und zu vertiefen.

Welche Mittel stehen der Schule zur Verfügung, um den Kontakt mit dem Leben zu gewinnen? Eine ganze Reihe! Die wichtigsten seien einer Prüfung unterzogen! In erster Linie ist die *Wanderung zu Unterrichtszwecken* und ihre Verarbeitung im Schulzimmer zu nennen. Anstatt den Unter-

richt auf Bilder und geschriebene Darstellung zu stützen, soll der Unterrichtsstoff aus dem Leben selbst geholt werden. Die Klasse soll an Ort und Stelle Stoff für Belehrung und Unterricht sammeln. Mit den Kleinen beobachtet man das Leben der Tiere (Hühner im Hofe, Hund an der Kette, Vieh auf der Weide, Pferde beim Ziehen etc.)! Mit den Größern beobachte man die Wirkungen des Wassers, die Arbeit des Bauern, die Arbeit der Menschen auf Bauplätzen, in Werkstätten, in Wald und Feld!

Welch fruchtbaren Unterrichts- und Erziehungsstoff bilden solch zielbewußte Naturwanderungen, wenn sie nicht zu lange ausgedehnt und in richtiger Weise vorbereitet werden! Da bietet sich dem Lehrer Gelegenheit, in den Schülern den Sinn für die Schönheit von wogenden Getreidefeldern, blumenübersäten Wiesen, fruchtbeladenen Bäumen zu wecken und sie vor sinnlosem Abreißen von Blumen und Zweigen, vor gedankenlosem Betreten von Wiesen und Feldern zu warnen und zu bewahren. In der Jugend muß das Verständnis für die Schonung der Dinge in der Natur und die Achtung vor den Kulturen geweckt werden. Das kann aber nicht im Schulzimmer, das kann nur draußen geschehen, auf Wanderungen zu Erziehungs- und Unterrichtszwecken. Für die theoretische Belehrung fällt dabei reichlich Stoff ab. Die Schüler bringen Stoff mit nach Hause zum Reden, zum Erklären, Beschreiben und Erzählen. Die Klasse macht über das Gesehene Sprachübungen, Aufsätze; sie zeichnet und liest in den Büchern die einschlagenden Kapitel nach.

Sollen solche Wanderungen nicht resultatlos verlaufen, so dürfen sie nicht zu lange dauern. Es muß den Schülern gleich zu Anfang ein bestimmtes Ziel, eine bestimmte Erscheinung zur Beobachtung aufgegeben werden.

Für obere Klassen kommt zu den Naturwanderungen der Besuch von Arbeitsstätten. Es gibt so viele einfache und doch wichtige Betriebe, die sich sehen lassen. Diese Besuche bringen uns in stärkere Fühlung mit dem Leben, und machen die Schüler bekannt mit der Arbeit des Volkes. Auch für diese Besuche gilt, was für die Naturwanderungen: sie dürfen nicht zu lange ausgedehnt werden — auf jeden Fall nicht, wie es Erwachsene gewohnt sind, die ganze Etablissements, wie zum Beispiel eine Papierfabrik, durchwandern, ohne sich bei der Häufung des Gesehenen Rechenschaft zu geben von den hauptsächlichsten Erscheinungen als Arbeitsganzes. Eine Be-

friedigung bloßer Neugierde darf daraus nicht werden! Der Besuch ganzer Fabriken ist von vorneherein ausgeschlossen: sie bieten zu viel Stoff. Bei der Behandlung der «Rolle» sollte man den Kran aufsuchen, bei der Behandlung des Hebels eine Stanzmaschine, eine Eisen-Schneidmaschine etc. ansehen, bei Behandlung der Zahnräder eine Turmuhr und dergleichen. Gewiß muß die Zahl solcher Besuche bescheiden bleiben; aber drei bis vier im Jahr sollte jede Klasse ausführen können. Durch den Vortrag eines Liedes oder eines Gedichtes, durch ein Briefchen können die Schüler den Dank für das Entgegenkommen direkt abstaten; durch ihr gutes Benehmen sollen sie den Boden für spätere Besuche ebnen. Eine ganze Reihe von Fabriken und Anlagen kann nicht besucht werden, weil die Erlaubnis zum Besuche nicht zu erhalten ist und auch gewisse äußere Gefahren mit dem Besuche verbunden sind.

In der Oberstufe darf der Lehrer noch weitergehen. Er kann die Wanderung auf einen ganzen Tag mit Selbstverpflegung ausdehnen. Die Wanderungen sollen eine Kombination der hygienischen und der unterrichtlichen Zwecke bilden. Bei richtiger Durchführung kommt hiebei mehr heraus, als bei einer Woche Schulunterricht. Jeder Schüler hat sich mit einem Notizheft zu versehen. Alles, was interessant ist, wird notiert oder skizziert. Eine Anzahl Schüler nimmt Enveloppen mit, andere Blechbüchsen, um stets bereit zu sein, interessante Fundgegenstände aufzubewahren. Auch ein Photographenapparat in der Hand des Lehrers wird gute Dienste leisten. Das gesammelte Material wird im Unterricht mit Schrift und Zeichnung ausgearbeitet.

Ein weiteres Mittel zur Gewinnung des Kontaktes mit dem Leben ist die Berücksichtigung und die Besprechung von wichtigen Tagesereignissen. Das gilt in erster Linie für die obern Klassen der Volksschule. Unsere Lehr- und Lesebücher, die den Stoff für Jahre hinaus festlegen, kommen mit dem Neuen immer zu spät. Was sie bringen, ist längst Allgemeingut, längst vergangen und zum Teil schon überholt. Der Schüler liebt aber das Alte nicht so sehr wie das Neue. Tageszeitungen und illustrierte Zeitschriften bringen reichlich Stoff, der auch für die Schüler von Interesse ist. Die Schule darf die Schüler nicht mit verbundenen Augen an den Ereignissen der Gegenwart vorbeiführen und es dem Zufall überlassen, daß die Schüler aufgeklärt werden über das, was die Menschheit schafft und erreicht.

Wenn zum Beispiel ein kühner Mann es wagt, die Alpen oder das Meer zu überfliegen, soll man dann nicht mit den Schülern davon reden, die Karte studieren und realistische Belehrungen daran knüpfen? Wenn ganze Scharen von Arbeitern sich jahrelang abgemüht haben, einen Tunnel zu graben und sich endlich mitten im Berg drin die Hände reichen, soll man dann dieses Ereignisses in der Schule nicht gedenken und das Interesse der Jugend nicht benützen, um Geographieunterricht damit zu verbinden? Wenn sich ganze Völker befreien und jahrhundertalte Monarchien stürzen, soll man nicht mit den Schülern davon reden? Selbstredend darf nur solcher Stoff aus der Folge der Tagesereignisse zur Sprache kommen, der in den Rahmen der Schularbeit paßt. Die Wahl muß mit großer Vorsicht und mit Takt getroffen werden, und dies wird geschehen, wenn die Volksschule in den Händen pädagogisch tüchtig gebildeter Kräfte liegt.

Das zweite Hauptziel des «Arbeitsprinzipes» ist das Bestreben, das wachgerufene Interesse und den gewonnenen Einblick ins Leben durch eigene Arbeit zu vertiefen und praktisch zu verwerten. Ihm kommt eine weit größere Bedeutung zu, als der bisher geschilderten Forderung. Die Schule soll sich nicht damit begnügen, die Schüler auf die Arbeit der andern hinzuweisen, sondern sie muß sie zum praktischen Arbeiten anhalten. Die Schule soll nicht nur mit den Schülern von den Erfahrungen der andern reden, sondern sie soll die Schüler selbst Erfahrungen sammeln lassen. Sie soll die Schüler nicht nur das Pflanzen und Ernten des Bauern beobachten und die Blumen des Gärtners bewundern lassen, sondern die Schüler anhalten, selbst zu pflanzen, selbst Blumen zu ziehen und zu pflegen. Die Schule soll also nicht bloß den Schülern die Augen öffnen, sondern sie zum Handeln anregen und anhalten.

Der A n b a u v o n L a n d kann auf zwei Arten erfolgen: entweder zu reinen Unterrichtszwecken, dann redet man vom V e r s u c h s b e e t — oder zur Gewinnung von Ertrag, das sind eigentliche S c h ü l e r g ä r t e n. Das Versuchsbeet ist nicht dazu bestimmt, materiellen Nutzen abzuwerfen, es führt auch nicht in den Betrieb von Gartenbauarbeiten ein; es dient dagegen dem Unterricht in der Naturgeschichte; es ist Beobachtungs- und Versuchsfeld der Schüler, die an dem praktischen Beispiel sehen und erfahren sollen, wie man die Samen sät, wie sie keimen und wachsen, wie die Pflanzen hervorbrechen, wie sie blühen,

Früchte tragen, wie sie welken und wie sie wiederum Samen tragen. Die Schüler sollen erfahren, mit welchen Schwierigkeiten der Gärtner zu rechnen hat, wie seine Erwartungen zerstört werden können, wenn das Wetter die Pflanzen im Wachstum hindert oder das Unwetter sie zerstört, wenn Feinde auftreten und sie schädigen oder der Gärtner seine Pflicht versäumt. Die Beobachtungen werden sorgfältig aufgeschrieben, die Pflanzen werden gezeichnet, einzelne Teile derselben werden gepreßt und am Ende des Sommers besitzen die Schüler Lebensgeschichten wirklicher Pflanzen, die zugleich Erlebnisse sind.

Die Kriegezeit und die Not der Versorgung mit Lebensmitteln hat erfreulicherweise in Stadt und Land die Anlage von Schülergärten gefördert. Da der Ertrag die Hauptsache ist, so muß das Grundstück, das bepflanzt wird, größer sein als das Versuchsbeet, mehrere Aren groß, so daß ein wirkliches Bearbeiten und Bepflanzen ausgiebig möglich ist. Ganz abgesehen vom gesundheitlichen Einfluß solcher Betätigung und dem realen Ertrag an Gemüse wirken die Gartenarbeiten in hohem Maß erzieherisch auf die Jugend. Sie zeigen ihr so recht den Wert der Arbeit! Wie fleißige Arbeit durch vollen Ertrag belohnt, und nachlässige Arbeit durch das Ausbleiben des gewünschten Erfolges sich rächt! Ganz wie im Leben! Selbstgepflanztes Gemüse schmeckt auch besser als das gekaufte — dies nur deswegen, weil die Freude an der eigenen Arbeit zum Genuß hinzutritt. Mögen Behörden und Lehrerschaft die Schöpfungen der Kriegezeit erhalten, ausbauen und erweitern!

Die Selbsttätigkeit der Schüler kann aber auch noch auf andern Gebieten zu ihrem Recht kommen. Die meisten Kinder lieben es, sich allerhand wertlose Kleinodien zu sammeln. Man lasse nur einmal die Hosentaschen der Knaben auspacken und prüfe alsdann die Reichhaltigkeit der zutage geförderten Objekte! Sie legen ein beredtes Zeugnis ab von dem S a m m e l - t r i e b, der in den Kindern wohnt.

Diesen soll die Schule in die richtigen Wege leiten und in passender Weise sich zu Nutze machen, indem sie durch die Kinder Veranschaulichungsmittel aller Art zusammentragen läßt, die geeignet sind, theoretische Erkenntnisse zu vertiefen oder die auf Wanderungen gehalten Eindrücke und Erkenntnisse dauernd zu befestigen.

Im Geographieunterricht lassen sich von besprochenen Gegenden und Ländern prächtige Hefte von Bildern anlegen, die die Kinder von Abreißkalendern, aus Zeitschriften, in Ansichtskarten sammeln. Aber nicht nur Bilder von Ortschaften oder von Landschaften sollen die Kinder zusammentragen. Weit interessanter ist die bildliche Darstellung der Arbeit der Menschen, Bilder von Bergwerken, vom Fischfang am Meer, von Reispflanzungen in China etc. Auch solche Sammlungsobjekte werden die Kinder mit Eifer und Freude zusammentragen und dabei ihr Wissen stets vermehren und ihr Verständnis für die Erscheinungen im täglichen Leben selbst fördern. An derartige Bilder lassen sich auch im Sprachunterricht mannigfache Übungen anknüpfen. Außer Bildern eignen sich auch Materialien zu Sammlungen, zur Zusammenstellung des Werdegangs wichtiger Produkte. Zur Ergänzung und Komplettierung von Sammlungen wird die Klasse veranlaßt, mit Klassen anderer Gegenden, selbst anderer Länder sich in Verbindung zu setzen. So können zum Beispiel Baumwolle, Erze etc. erhältlich gemacht werden. Dieser Verkehr führt zu Besprechungen von Dingen, die im Schulunterricht so gern übersehen werden, wie zum Beispiel Besprechung von Posttaxen etc. Für den Aufsatzunterricht ist dieser briefliche Gedankenaustausch sehr wertvoll. Die Anfragen, Dankschreiben, Begleitschreiben sind nicht fingiert, sie sind wahr und darum interessant und wertvoll.

Zur Weckung der Arbeitsfreude und zur Pflanzung der Achtung vor der Arbeit gibt es kein anderes Mittel, als das Kind mit der Hand arbeiten zu lassen. Alle Kinder, ob reich, ob arm, ob geschickt oder weniger geschickt: sie sollen während ihrer Schulzeit wenigstens zu einem Minimum von Handarbeit angehalten werden. Die Lust und die Liebe zum Schaffen, zum Formen und zum Gestalten mit Material und Werkzeug ist in allen Kindern vorhanden. Wie zeigt sie sich nicht schon bei den Kleinen auf dem Sandhaufen und beim elementaren Baukasten!

Der Schulanfänger soll nicht nur mit Feder, Tinte und Heft ausgerüstet werden, sondern auch mit Stäbchen, Würfeln, Knopfformen, mit Plastilin und Farbstift. Durch das Aneinanderreihen, Zulegen und Wegnehmen, durch Austauschen und Verteilen kann er in das Rechnen eingeführt werden. Durch Falten

und Scheren schneidet er aus Papier Menschen- und Tierfiguren und stellt sie zu Lebensgruppen zusammen. Durch Formen in Ton sucht er seiner Vorstellungskraft Ausdruck zu geben: Er formt das Huhn, wie es pickt oder brütet, die Ente, wie sie schwimmt. Durch das Sprechen über den Sinn solcher Arbeiten und durch Hinzufügen der eigenen Beobachtungen wird der Sprachunterricht und mit ihm das Denken gefördert.

In der Mittelstufe der Volksschule, wo die Kinder größer sind und mehr Kraft und Geschicklichkeit besitzen, wird das Arbeiten mit Papier und Karton gepflegt. Es entstehen Heftmappen, Brieftäschchen und ähnliche Gegenstände. Das Formen im Ton oder Sand erlaubt, das Verständnis der Wandkarte zu erleichtern und das exakte Schneiden und Falten von Papier führt zur Erkenntnis von geometrischen Wahrheiten und Gesetzen, während jede unexakte Arbeit sich rächt und im Arbeitsprodukte zum Ausdruck kommt.

Auf der Oberstufe dürfen wiederum größere Anforderungen an die Schüler gestellt werden: Holz und Eisen werden in Bearbeitung genommen. Damit muß der Handarbeitsunterricht das Schulzimmer verlassen und in besondere Räume, einfache Schülerwerkstätten, verlegt werden. Die Arbeiten müssen noch genauer ausfallen. Der Knabe versucht, aus Holz und Eisen kleine Gebrauchsgegenstände herzustellen fürs Haus: Schlüsselhalter, Büchergestelle, Blumenbänkchen etc. Wie macht ihm das Freude, wenn er seine Mutter, seinen Vater mit einem derartigen praktischen Gegenstand erfreuen kann!

Auf allen Stufen handelt es sich darum, der Handarbeit eine Form zu geben, daß sie belehrt, bildet und erfreut. Und das ist möglich: Wenn der Schüler nämlich mit der Hand und mit Werkzeugen irgend ein Material bearbeitet, so sammelt er dabei Erfahrungen. Er erfährt, ob ein Material dehnbar oder brüchig, hart oder weich ist. Das sagt ihm weiter, ob er es hämmern, sägen, bohren, schneiden, feilen etc. kann. Der Gebrauch der Werkzeuge selbst macht ihn bekannt mit Grundgesetzen der Natur, wie z. B. Erzeugung von Wärme durch Reibung. Wie kein anderes Fach ist die Handarbeit geeignet, die Jugend zur genauen Arbeit zu erziehen, ihr die Augen zu öffnen. Wer ungenau mißt, wer am falschen Orte bohrt oder sägt, der hat die Arbeit verpfuscht. Wer mit Bedacht und Überlegung bei der Arbeit vorgeht, der erlebt die Freude, daß sie gelingt. Man muß es erlebt

haben, um es zu verstehen, wie groß die Freude der Knaben ist, wenn ihnen ein Arbeitsstück gelungen ist! Wer aber einmal diese Freude erlebt hat, wer weiß, wie viel Überlegung und Mühe richtige Arbeit erfordert, der nur kann eine fremde Arbeit schätzen. Wer selber nie zur Arbeit angehalten worden ist, der wird auch nie den Wert guter Arbeit zu schätzen wissen. — Heute noch kann ein solcher Vorwurf gegen die Schule erhoben werden, speziell gegen die Ausbildung der Knaben.

Nach der eidgenössischen Schulstatistik vom Jahre 1912/13 betrug die Gesamtzahl der Knaben an den Primar-, Sekundar- und Mittelschulen, welche freiwillig den Handarbeitsunterricht besuchten, nur 24 670. Mehrere Kantone kennen diesen Unterricht überhaupt noch nicht. Die größte Zahl von Handarbeitschülern weisen Zürich, Neuenburg, Bern und Basel auf.

Angesichts dieses, man darf wohl sagen, unbefriedigenden Zustandes, war es nicht möglich, daß die Handarbeit der Knaben bis heute auf die wirtschaftliche Lage einen wesentlichen Einfluß hat ausüben können, besonders wenn man noch bedenkt, daß während des Sommers an weitaus den meisten Orten der Handarbeitsunterricht eingestellt ist. Mit Sicherheit darf angenommen werden, daß manche Schüler, die dem Bürodienste sich gewidmet haben, durch die Handarbeitskurse dem Gewerbe zugeführt worden wären. Zahlenmäßig läßt sich das nicht nachweisen. Aber die Tatsache, daß so viele Knaben sich freiwillig zur Handarbeit melden, wo sich ihnen Gelegenheit bietet, beweist, wie erwünscht ihnen dieser Unterricht ist, und sicherlich wirkt er bei der Berufswahl bestimmend mit. Aber dauerhaften und durchgreifenden Erfolg für die nationale Wirtschaft kann nur von einem Handarbeitsunterricht erwartet werden, der konsequent mit der Erziehung Hand in Hand geht, und das kann nur dessen obligatorische Einführung bewirken. Man muß dem Obligatorium zusteuern, auch wenn Zeit und Umstände das Tempo langsamer gestalten werden, als es wünschbar wäre.

Die Methode des «Arbeitsprinzips» oder die Arbeitsschule, wie sie auch genannt wird, gibt somit dem Kinde Arbeit und Beschäftigung mit dem Endzweck, daran seine körperliche Kraft zu üben und ihm durch Erfahrung Erkenntnisse zuzuführen, die seinen Geist bilden und entwickeln. Mit ganz besonderem Nachdruck muß darauf hingewiesen werden,

daß der Unterricht nicht in ein zweckloses Bummeln oder bloß unterhaltendes Gestalten sich auflöst. Alles unnütze Tun, jede Zeitvergeudung muß strenge vermieden werden. Was von den Kindern tagtäglich beobachtet wird, das darf nicht umständlich und gesucht an die Schüler herangebracht werden. Das weckt kein Interesse, fördert das Kind nicht und bringt die Klasse nicht vorwärts. Es ist streng zu unterscheiden zwischen Stoffen, die Neues bringen, und solchen, die bekannt sind und deren Behandlung hauptsächlich abzielt auf die Kontrolle genauer Anschauung und richtiger Gedankenarbeit. Alles, was in der Schule getan wird, soll pünktlich, exakt und richtig geschehen. Alles Pfuschen taugt nichts und ist des Lehrers und des Schülers unwürdig. Man langweile den Schüler auch nicht mit weit-schweifigen Erklärungen, wenn man mit ein paar Worten fertig sein kann! **A r b e i t e n** sollen Schüler und Lehrer: arbeiten!

Die **A r b e i t** ist der Grundton, auf den die Methode alles Unterrichts abgestimmt werden muß. Das Arbeitsprinzip will eine Erziehung zur Tat sein; es bezweckt die Gewöhnung an die Arbeit, an ein selbständiges Schaffen, an das Überwinden von Schwierigkeiten, das Anstrengen der eigenen Kräfte. Der Begriff «Arbeit» darf also nicht eng gefaßt werden. Doch soll die Arbeit der Inbegriff nützlicher, sittigender Betätigung sein! Häufig waltet die Auffassung, daß unter Arbeit nur **H a n d a r b e i t**, unter Arbeitsschule lediglich eine **H a n d a r b e i t s s c h u l e** und unter Arbeitsprinzip **H a n d a r b e i t s p r i n z i p** zu verstehen sei. Diese Auffassung ruft dann allerlei Vorwürfen gegen die Schule, wie: die Schule wolle die Arbeit durch Spiel ersetzen, sie wolle zur Werkstatt werden und die Schüler nicht mehr zum geistigen Schaffen anhalten. Alle diese Einwände sind ganz unrichtig. Die Änderungen, die an der Schule vorgenommen werden sollen, richten sich nicht gegen die Schule im allgemeinen; sie sind, wie bereits dargetan worden ist, hervorgegangen aus der Forderung, die Schule dem Leben und dem Entwicklungsgang des Kindes anzupassen. Arbeit im Sinne des Unterrichtsprinzips heißt: Übung der Sinne, eigene Beobachtung, eigenes Denken, eigene Schlußfolgerung. In der Arbeitsschule muß die Individualität des Kindes zur Geltung kommen. Ein pflichtgetreues, aber wenig begabtes Kind soll gleichviel oder mehr gelten wie ein intelligentes aber nachlässiges, ein in der Handarbeit geschickter Schüler soll so hoch gewertet werden wie ein geistig besonders

gut veranlagter Schüler. Jeder, der selbständige, tüchtige Arbeit hervorzubringen vermag, muß Anerkennung finden, sei es nun, daß er selbständig denkt, selbständig beobachtet, selbständig mit der Hand gestaltet oder besonders starkes Mitfühlen mit seinen bedrückten Kameraden bekundet und diesem im Handeln Ausdruck gibt. Hierin liegen nicht nur die Anfänge der spätern Tüchtigkeit im Leben, sondern auch die Keime des sozialen Gewissens.

Damit sind wir bei einem Momente der Erziehung angelangt, das heute ganz besonderer Beachtung bedarf: Erziehung zur Sittlichkeit. Keine Erziehung darf bei der geistigen Förderung der Jugend stehen bleiben. Die gegenwärtige Zeit zeigt mehr denn je, daß technisches Können und reiche Intelligenz den Menschen noch nicht wirklich glücklich machen. Es bedarf von Seite der Schule besonderer Anstrengung, um die Jugend dienst- und hilfsbereit zu machen, um in ihr das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit aller Menschen zu wecken, und sie zu treuer Pflichterfüllung gegen die Mitmenschen zu erziehen. Das gewöhnliche Mittel, diese Ziele zu erreichen, ist die Belehrung, das Wort. Mit Vorschriften und Geboten wird die Jugend aber mehr als genug überschüttet. Die Erfahrung zeigt, daß die Wirkung ausbleibt oder wenigstens nicht in ausreichendem Maß sich einstellt. Mit Worten bloß bildet man keinen Charakter! Zur Belehrung muß die Gewöhnung zum rechten Tun sich gesellen. Der geschickte Erzieher findet heute schon genügend Anknüpfungspunkte hiezu: Der Verkehr mit dem Lehrer, das Benehmen in der Schulstube, in der Pause, auf der Strasse, die Behandlung der Schulsachen, der Kleider, das Benehmen gegen Mitschüler und Erwachsene -- geben immer und immer wieder Veranlassung zur Gewöhnung an ein anständiges Benehmen. Sodann liegt es ganz im Wesen des «Arbeitsprinzips» neue Gelegenheiten dafür zu schaffen. So muß vor allem ins Auge gefaßt werden, die Schüler einer Klasse als eine Gemeinschaft aufzufassen, gewissermaßen als eine Familie, in der die einzelnen Glieder einander helfen, einander in die Hand arbeiten. Da darf kein Vorrecht gelten; alle haben gleiche Rechte und gleiche Pflichten: der Geschickte wie der Ungeschickte, der Reiche wie der Arme. Das Verhältnis des Lehrers zu seiner Klasse muß sein, wie das des Vaters zu seinen Kindern. Nachsicht werde geübt! Eifersüchteleien werden be-

kämpft! Das Vertrauen setze sich an die Stelle des blinden Gehorsams!

Eine Ausgestaltung erhält die Gemeinschaft der Klasse dadurch, daß die Handarbeit in den Unterricht einbezogen wird. Sie vor allem soll dazu beitragen, die Kinder daran zu gewöhnen, nicht nur für sich und an sich, nicht nur an die Bedürfnisse des eigenen «Ich» zu denken, sondern helfend beizustehen. Es gibt Schüler genug, die nicht begreifen können, daß der Ertrag eines Pflanzenbeetes, das sie bearbeitet haben, einem andern gegeben werden soll, oder, wie der Schüler ein Stück Land bearbeiten soll, das einem andern gehört. Es wirkt heilsam auf die Denkungsweise der Kinder, wenn Produkte ihrer Handarbeit einem gemeinnützigen Zwecke, der Hilfe für andere, zugewendet werden. Dieses wirkliche Verzichten gegebenenfalls auf einen Anteil zugunsten eines andern wirkt ganz anders als die Belehrung in Worten. Wenn der Schulunterricht in dieser Weise zur Belehrung noch die Tat hinzutreten läßt, so müssen sittliche Werte geschaffen werden, die bleiben werden.

Die Erziehung «durch Arbeit zur Arbeit» wirkt naturgemäß zurück auf die Lehrerbildung. Was der Lehrer selber nicht besitzt, das kann er nicht geben! Heute ist die Lehrerbildung noch so organisiert, daß der Lehrer für die Ausübung seines Berufes nur einseitig theoretisch vorbereitet wird. Wenn die Schule wirklich verbessert werden soll, so müssen die Behörden an diesem Punkt ansetzen. Mit 19 Jahren, noch nicht einmal volljährig, verläßt heute der junge Mann oder die junge Tochter das Seminar. Sie sollen mit einem soliden Wissen, das unentbehrlich ist für den Lehrerberuf, und mit der nötigen Geschicklichkeit im Erziehen und Unterrichten ausgerüstet sein. Nach der Sekundarschule werden ihnen hiefür vier Jahre gegeben — genau wie einem Schlosser für seinen Beruf! Hier liegt ein großer Fehler! Die verwirrende Fülle des Wissensstoffes in Verbindung mit der kurzen Bildungszeit bringen eine Überlastung der Mittelschüler und eine Hast in die Ausbildung, die ein Eindringen in den Unterrichtsstoff von vornherein ausschließen. Durch den Mangel an Zeit wird dann die berufliche Ausbildung auf ein Minimum beschränkt und für den Zögling in einem Alter zum Abschluß gebracht, in dem er mit sich selber noch nicht im klaren ist. Mancher Seminarist sieht erst spät ein, daß er den falschen Beruf gewählt hat. Denn zum Er-

ziehen braucht es nicht nur Wissen, sondern vor allem eine berufliche Eignung. Eine Änderung im Beruf aber ist dann meist nicht mehr möglich, und dann . . . Trenne man also die theoretische Ausbildung von der beruflichen und gebe jeder genügende Zeit, so daß jede mit der richtigen Vertiefung zum Abschluß gebracht werden kann! Rüste man die heranwachsenden Lehrergenerationen aus mit einer hohen sittlichen Auffassung ihrer Aufgaben und ihres Berufes, und bilde man sie auch in den Lehrerbildungsanstalten und in besondern Bildungskursen aus in der wahren Erkenntnis des Arbeitsprinzips! Wenn dazu die Schülerzahl der Volksschule allerorts auf ein erträgliches Maß heruntergesetzt wird, und alle Lehrer ihren Beruf aus innerem Triebe ausüben, dann wird in alle Schulen mehr Wärme, mehr Innigkeit, mehr Natürlichkeit, mehr soziales Leben getragen werden zu Nutzen und Frommen unseres Vaterlandes.

«Erziehung durch Arbeit zur Arbeit» ist keine neue Forderung; sie ist so alt wie das Menschengeschlecht selbst und wird bleiben, so lange es Menschen geben wird. «Die Aufgabe des Menschen hienieden, die Bestimmung jedes einzelnen Menschen, ist, abwechselnd Lehrling und Arbeiter, oder vielmehr Schüler, Lehrer und Entdecker zu sein. Von der Natur besitzt er die Kraft zum Lernen und zum Nachahmen, aber auch die Kraft zum Handeln und zum Selbstwissen. Leben wir nicht in einer Welt, von welcher wir sehen, daß sie unendlich ist und wo die am nächsten beisammenliegenden Beziehungen durch die zuletzt entdeckten und am weitesten auseinander liegenden fortwährend modifiziert werden? Könnte man jemals den Menschen in einen bloßen Schüler verwandeln, so daß er nichts zu entdecken, zu besichtigen hätte; könnte man jemals eine Theorie des Weltalls aufstellen, welche vollständig und unverbesserlich wäre und bloß auswendig gelernt zu werden brauchte, dann wäre der Mensch geistig tot und das Geschlecht, welches wir jetzt Menschen nennen, hätte aufgehört zu existieren.» (Carlyle.)

Der Arbeiter als Schweizer.

Von Dr. JAC. LORENZ.

1. Zum Eingang.

Manchen mag dieser Titel wohl seltsam anmuten! Er kommt ihm unmodern, spießbürgerlich vor. Liegt er nicht so gar weit ab von der Parole, deren Kraft Millionen ergriffen hat: Arbeiter aller Länder, vereinigt Euch!? Steht er nicht so ganz und gar im Gegensatz zur Idee des Internationalismus, die einen viel weiteren Kreis von Arbeitern erfaßt hat, als man glaubt?

Das Weltbürgertum ist einem großen Teile der Arbeiterschaft zu einer Art Religion geworden. Wie begreiflich ist das! Dem «freien» Arbeiter, unbeschwert von Haus und Scholle, stand die Welt offen. In allen Ländern fand er breite Schichten, die ein gleichmäßig proletarisches Leben führten, wie er, im einen Land ein bißchen besser, im andern ein wenig schlechter, aber stets zu unterst in der Gesellschaft des Landes, «nur ein Arbeiter», wie das böse und häßliche Wort heißt. Ein Arbeiter, der in allen Ländern Brüder und Klassengenossen fand, denen es so schlecht und elend ging, wie ihm.

Und diesem Weltbürger will man etwas erzählen vom «Arbeiter als Schweizer»?

Auf der andern Seite gibt es wieder Arbeiter, die vom Weltbürgertum noch gar nichts in sich aufgenommen haben. Ihr Gesichtskreis ist eng. Sie kamen nie über ihr engstes oder doch engeres Vaterland hinaus. Wer fremden Dialekt oder gar in einer andern Zunge spricht, der ist ihm ein «Fremder». Das sind die Chauvinisten unter unsern Arbeitern. Und denen soll man etwas sagen vom «Arbeiter als Schweizer»? Hat er nicht schon übergenuß des «Schweizergefühls»? Soll man den Chauvinismus noch verstärken in unserer Zeit, die ihn auf den Schlachtfeldern in seiner grausigsten Form zeigt?

Und endlich die Dritten, die kümmern sich weder um Internationalismus noch Schweizertum. Sie sind Maschinen, die Geld verdienen müssen, weil sie es zum Leben brauchen. Darin erschöpft sich ihr Dasein. Hat es hier einen Sinn, von Fragen zu sprechen, bei denen es nicht ums Brot geht?

Und dennoch sei es versucht, dem Arbeiter als Schweizer etwas zu sagen! Vielleicht findet der ideale Internationalist, so gut wie der enge Chauvinist irgend etwas, das ihm zusagt, und dem Nüchternen, der nur seine Arbeit als Verdienstquelle kennt, auch ihm möchten wir etwas geben: Eine höhere Auffassung der Arbeit.

2. „Nur ein Arbeiter“.

Wie oft hört man das Wort: «Es ist ja nur ein Arbeiter»! ... Da hat ein Mädchen einem jungen Manne sein Herz geschenkt und hofft, glücklich mit ihm zu werden. Die Verwandten und Freundinnen schwatzen und klatschen: «Sie, die so hübsch ist und dazu etwas auf der Seite hat, hätte nicht so zu pressieren gebraucht. Sie hätte sicher etwas Besseres gefunden. Er ist ja nur ein Arbeiter.»

Dort hört man, einer hätte es zu etwas gebracht, zum Kantonsrat oder Nationalrat, vielleicht gar zum halben Millionär. «Wie kam der Mann so weit? Man hat früher nie etwas von ihm gehört». — «Glaub's wohl, er war eben nur ein Arbeiter».

Es hat einer gesunde Ideen, einen ganzen Korb voll schöne Ideale, die er verwirklichen möchte. Er müht sich Tag und Nacht, äußert seine Ansichten. Man verlacht ihn. Was wollte der wissen? Es ist ja nur ein Arbeiter!

Oder was wirklich passiert ist: Ein Beamter und zwar einer, der sich gern als ganz Radikaler aufspielte, befriedigt in seinen Leistungen nicht recht. Man gibt ihm den Rat, er solle sich nach etwas anderem umsehen. Er findet eine Stelle und der Vorgesetzte schreibt ins Zeugnis: «X. Y. war ein treuer und fleißiger Arbeiter». Wie der Mann das liest, wird er fuchsteufelswild. So ein Zeugnis nehme er nicht an. Er sei nicht «nur ein Arbeiter».

Es ist leider so. Das Wort Arbeiter hat, seit die Bevölkerung freie Lohnarbeiter in Massen aufweist, einen Neben-

geschmack bekommen. Es riecht so nach armen Leuten und erinnert fast etwas ans Armenhaus. Jeder möchte gerne etwas Besseres sein. Nicht «nur ein Arbeiter». — — —

Das ist ein ganz böses Zeichen, das zu ernstem Nachdenken Anlaß gibt. Wo liegt der Grund?

Es ist nicht nur ein Grund. Es sind deren viele. Einmal drängt die menschliche Natur eines jeden darnach, über die Masse hinauszuragen. Etwas zu werden, etwas zu bedeuten. Mehr zu sein als andere. Man will nicht gern in der Masse versinken, sondern eine besondere Nummer für sich sein. Das ist an sich gut und recht, kann aber den Einzelnen, wie die Masse zu bösen Schlüssen führen.

«Nicht w e r ich bin, ist's das mich ehrt;

Nein, w i e ich's bin, das macht mich wert.»

Dieser einfache Volksausspruch ist so wahr, so einleuchtend, daß er über die Massendünkelmanieren leicht hinausführen sollte.

Diese Neigung der Menschen zum wirklichen oder vermeintlichen «Höheren» wird natürlich noch gefördert, wenn man sieht, wie schwer es ist, als Arbeiter weiter zu kommen. Es ist eine leidige Tatsache, daß weitaus die größte Zahl der Arbeiter in äußerst bescheidenen Verhältnissen lebt. Tausende und Tausende müssen nach einem Leben schwerer Arbeit im Armenhaus untergebracht oder von ihren Kindern um Gottes willen erhalten werden. Sie bringen es mit dem besten Willen nirgends hin. Freilich gibt es Ausnahmen, «Männer, Schweizer eigener Kraft». Aber schon der alte F. Albert Lange hat gesagt, man dürfe bei der Beurteilung der Lage der Arbeiterschaft nicht auf diese Glückskinder allein sehen. Man kenne die paar, die es bei redlichem Bemühen und unter Einwirkung des Glückes zu etwas gebracht haben. Allein die Zehntausende, die es eben so redlich versuchten, aber dabei elend untergegangen seien, von diesen habe man eben nie etwas vernommen. . . .

Es ist schon wahr: Arbeit und Armut waren zu allen Zeiten ein unzertrennliches Paar. Man darf die Möglichkeiten auf dieser Erde nicht überschätzen. Es ist eine Behauptung, die von Niemandem bewiesen worden ist, daß die Erde so viele Schätze habe, daß man nur ein paar Stunden schaffen und in der Hauptsache das Leben ruhig genießen könne, wenn nur

alles richtig verteilt wäre. Dichter und Propheten sagten das zwar oft; aber der Rechner und Denker zweifelt an der Wahrheit solcher Hypothesen. Die Menschheit wird immer arbeiten müssen, um sich zu erhalten, und wird schwer arbeiten müssen. Sie wird sich sicher auch so reorganisieren müssen, daß jeder arbeiten muß, der essen will. Das ist ein Ideal. Ist es aber nicht gerade deswegen sinnlos, abschätzig zu sagen, es sei einer «nur ein Arbeiter», oben hinaus zu wollen, zu höherem sich berufen zu fühlen, nicht «nur ein Arbeiter» sein zu wollen? Jeder sollte ein Arbeiter im weiteren Sinne des Wortes sein. Und wer es nicht ist, schändet sich selbst und schädigt die Mitmenschen. Der Lohnarbeiter aber, der Arbeiter im engeren Sinne, der um leben zu können, im Dienste eines anderen arbeiten muß, er ist heute von einer solchen Wichtigkeit für die menschliche Gesellschaft, daß er keinen Grund hat, seine Stellung niedrig einzuschätzen. Die Gesellschaft aber hat alles Interesse, seine Arbeit so zu bewerten und so zu bezahlen, daß er aus ihrem Ertrage leben kann.

3. Der Arbeiter in der schweizerischen Volkswirtschaft.

Wenn den Morgenzügen einer unserer Industrieortschaften die ernstesten Massen der Fabrikarbeiter entsteigen, wenn in großen Demonstrationen der Arbeiter sich Kopf an Kopf reiht, dann erst kommt einem in den Sinn, welche gewaltige Bedeutung dem Arbeiter in der Volkswirtschaft zukommt. Und dennoch macht man sich erst dann einen rechten Begriff von dieser Bedeutung, wenn man festzustellen versucht, welchen Anteil er an der Produktion hat. Das ist nun nicht genau zu ermitteln. Aber eine Vorstellung kann man sich doch machen, wenn man vergleicht, einen wie großen Bruchteil der Arbeitenden die Lohnarbeiter in einigen Berufen ausmachen. Ein je größerer Teil der in einem Berufe Tätigen auf die Lohnarbeiter entfällt, desto größer ist ihre Bedeutung für die Produktion. Wie steht's nun da? Während in früheren Jahrzehnten und Jahrhunderten das Schwergewicht der Volkswirtschaft auf dem selbständigen Unternehmer ruhte, verschiebt es sich mehr und mehr auf den Arbeiter. Wohl gibt es heute noch Handwerke, wo die Meister die Mehrzahl der Arbeitenden ausmachen. In den meisten In-

dustrien ist das aber anders. Man vergleiche nur die folgenden Zahlen:

Von 100 Beschäftigten waren Lohnarbeiter beziehungsweise Lohnarbeiterinnen:

In der		
Schneiderei	. . . . .	21
Wäscherei	. . . . .	25
Sattlerei und Tapeziererei	. . . . .	27
Schuhmacherei	. . . . .	44
Dachdeckerei	. . . . .	33
Bäckerei	. . . . .	33
Metzgerei	. . . . .	35

Dann kommen aber andere Zahlen! Zu den Lohnarbeitern gehörten von je hundert Beschäftigten z. B.:

In der		
Brauerei	. . . . .	77
Schokoladefabrikation	. . . . .	86
Tabakbearbeitung	. . . . .	89
Milchverarbeitung	. . . . .	91
Straßenbau	. . . . .	89
Maurerei	. . . . .	70
Installation	. . . . .	74
Steinhauerei	. . . . .	70
Parketterie	. . . . .	81
Seidenindustrie	. . . . .	91
Baumwollindustrie	. . . . .	93
Stickerei	. . . . .	80
Wollindustrie	. . . . .	88
Uhrenindustrie	. . . . .	76
Maschinenfabrikation	. . . . .	78
usw.		

Mit einem Wort: in den entscheidenden unserer Industrie und Gewerbe liegt das Schwergewicht der Arbeit heute auf dem Arbeiter. Auf dem Handarbeiter ruht unsere Volkswirtschaft. Gewiß, nicht allein auf ihm. Der befruchtende Geist und die Initiative des Unternehmers sind ein Produktionsfaktor, ohne den man nicht auskommen kann. Aber der Geist ist auf die Hand angewiesen, wie die Hand auf den Geist.

Es gibt nun wohl Leute, die der Ansicht sind, dieser Zug ins Große, dieser Zug ins «Kapitalistische» sei für uns nichts Gesundes. Das «kleine» Handwerk mit dem goldenen Boden sei das Ideal, das der Volkswirtschaftler und Sozialpolitiker anstreben müsse. Möglichst viele, selbständige Existenzen, das sei das Gesundeste.

Man kann sich sehr wohl auf diesen Standpunkt stellen. Aber dann muß man 50—100 Jahre zurücklesen und muß die Schweiz einkapseln und etwa eine Million ihrer Einwohner evakuieren. Wir sehen in dieser Entwicklung nichts Gefährliches, wenn nur der gesunde Geist in den Arbeitermassen erhalten bleibt, wenn diese stets wachsenden Arbeiterheere nicht zu Heloten werden, wenn sie nicht zu bloßen Arbeitsmaschinen werden, wenn sie — im rechten Sinne — etwas auf sich und ihre Arbeit halten.

4. Die Lohnarbeit als volkswirtschaftliche Mission.

Diese große, ja überragende Bedeutung des Lohnarbeiters in unserer Volkswirtschaft ist viel zu wenig bekannt, wird viel zu wenig erkannt und zu niedrig eingeschätzt. Daß der Bürger den Arbeiter vielfach verkennt, liegt klar am Tage. In allen Schichten der Bevölkerung finden sich Bummler und Lumpen. Weil nun aber in den Städten die Arbeiterschaft den größten Teil der Bevölkerung ausmacht, ist es klar, daß Bummeleien unter den Arbeitern leichter zu einer «Massenerscheinung» werden als unter den sogenannten besseren Ständen. Die große Masse der fleißigen, ruhigen Arbeiter sieht man nicht; man sieht nur die absolut häufigen und relativ doch seltenen Ausnahmen, und man erkennt dem Arbeiter ab, daß er eine so unendlich wichtige Rolle in unserem Wirtschaftsleben spielt, daß die Gesellschaft auf ihn angewiesen ist, daß die ganze Pyramide unseres Gesellschaftsbau es auf ihm ruht.

Der Arbeiter seinerseits hat zu seiner Arbeit in den meisten Fällen auch nicht die richtige Einstellung. Er sieht in der Arbeit die bloße Mühe, die leere Last, das Joch der Lohnarbeit, die Lohnsklaverei. Das ist nicht ganz unerklärlich! Wenn schon zu Friedenszeiten der Nachweis erbracht wurde, daß das Lohn-einkommen des Mannes in den meisten Berufen gerade zur

Deckung der Ausgaben für Nahrung, Kleidung und Wohnung ausreichte, so begreift man, daß für die Arbeit keine besondere Liebe vorhanden ist. Wie viel weniger wird die große Masse der Arbeiter unter dem heutigen drückenden Stande der Lebenskosten der Lohnarbeit eine gute Seite abzugewinnen vermögen !

Und dennoch ! Will der Arbeiter am Leben nicht verzweifeln, muß er — neben dem Bestreben, seiner Arbeit zum rechten Lohn zu verhelfen — seine Arbeit hochschätzen lernen. So gut wie die Arbeit des Bauern, der der kargen Scholle die goldene Frucht abringt, so gut ist jeder Hammerschlag, jede Reinigungsarbeit, jede Handreichung im arbeitsteiligen Betriebe einer Fabrik eine Tat, auf die die Menschheit angewiesen ist. Der Arbeiter muß lernen, seine Arbeit als eine volkswirtschaftliche Mission aufzufassen. Er muß verstehen, daß seine eintönige, wenig lohnende Tätigkeit eine Notwendigkeit, daß sie entscheidend ist. Er sollte verstehen lernen, was für eine Rolle im beinahe unüberblickbaren Rädergetriebe der Weltwirtschaft seine Arbeit in jedem Augenblicke darstellt, wie und warum dieses Getriebe stockt, wenn sein Arm, ermüdet von der Arbeit oder in der Erbitterung über sein Los, sinkt. Dann wird er sich nicht als «nur ein Arbeiter» vorkommen. Ein Hochgefühl für seine Tätigkeit wird ihn übermannen, er wird von der Maschine zur Persönlichkeit.

Die Persönlichkeit kann erworben werden am Schreibtisch, hinterm Pflug, auf der Kanzel und am Lehrstuhl wie an der Drehbank. Und die durch die Erkenntnis der Bedeutung der eigenen Arbeit erlangte Persönlichkeit lehrt auch, die Tätigkeit und Persönlichkeit des Nebenarbeiters, des Ingenieurs, des Bauern wie des industriellen Unternehmers richtig einschätzen. Die Erkenntnis von der Wichtigkeit der eigenen Arbeit wird zu einem Grundstein der gesellschaftlichen Auffassung.

Wie weit ist der Arbeiter heute noch von dieser Auffassung entfernt ? ! Sieht jeder einzelne Arbeiter nicht immer nur sich selbst ? Bleibt nicht der rabiateste Draufgänger letzten Endes ein egoistischer Spießer, weil er keine gesellschaftliche Auffassung hat und seine und anderer Arbeit nur als Fron und

Qual und nicht als gesellschaftliche Notwendigkeit erkennt? Sind nicht die vielen Mißgriffe auf dem Gebiete sozialer und politischer Bewegungen ein Beweis für die verabsäumte Volksaufklärung über das Wesen, den wirtschaftlichen Sinn und die moralische Beurteilung der Arbeit?

In einem demokratischen Staatswesen, in dem das Wohl des Landes zu einem guten Teil auf der Einsicht des Souveräns, des Volkes selbst beruht, ist eine richtige gesellschaftliche Einschätzung des Wertes der Arbeit durch die Arbeiter selbst von allergrößter Bedeutung. Nun sind wir aber in einem solchen demokratischen Staatswesen. Das Volk hat sein Schicksal in seiner eigenen Hand. Alle heute so bitter nötige Kenntnis unserer volkswirtschaftlichen Zusammenhänge geht hervor aus der Erkenntnis von der Notwendigkeit und der Wichtigkeit der Arbeit als Grundlage unseres ganzen Wirtschaftslebens. Die bedauerlichen Entgleisungen junger Hitzköpfe, die in unseren Tagen die Arbeiter ins Schlepptau zu nehmen drohen, kommen teilweise daher, weil man die Arbeit als eine Last und nicht als eine Notwendigkeit ansieht, weil es an der primitivsten wirtschaftlichen Aufklärung des Arbeiters fehlt. Allerdings muß man nicht glauben, mit der wirtschaftlichen Aufklärung alle Schwierigkeiten lösen zu können. Auf einer rein materialistischen Basis wird der Arbeiter niemals in seiner Arbeit eine innere Befriedigung finden.

Daher das Streben nach den ruhigsten, wenn auch nichtsagendsten Stellen; daher das Rennen nach den Fleischtöpfen des Staates und der Gemeinden! Daher die vielen verfehlten Berufswahlen, unzufriedenen und wirren Köpfe! — —

Wie der Bürger des Mittelalters stolz auf seine Zugehörigkeit zur Stadt war, die ihm Rechte und Schutz verlieh, so muß der Arbeiter auch auf Grund seiner Arbeit und ihrer Bedeutung sich eine gesellschaftliche Geltung erringen, wenn auch in schweren Kämpfen, sich sein Los verbessern, nicht durch plan- und sinnloses utopistisches Revolutionieren, sondern kraft seiner Arbeit, in die er seine ganze Seele und sein Können setzt. Dann wird ihm die Gesellschaft nicht widerstehen können und ihm und seiner Klasse den Platz einräumen müssen, der ihm kraft seiner Zahl gebührt.

5. Arbeiter und Berufswahl.

Die Frage: «Was soll ich werden» oder «Was sollen meine Kinder werden» ist eine der entscheidendsten Fragen für das ganze Leben. Gerade bei dieser so ungeheuer wichtigen Frage zeigt es sich nur zu oft, daß der Arbeiter zu seiner Arbeit und zu seinen Interessen eine ganz falsche Einstellung hat. Gewiß lassen sehr viele Arbeiterfamilien ihre Kinder etwas lernen. Aber es ist eine große Frage, ob sie bei der Wahl dessen, was die Kinder lernen sollen, das richtige treffen. Hier wählen leider viele das Wort: «Nur kein Arbeiter werden» zum Leitstern. Der Junge muß partout «auf ein Bureau», Lehrer werden oder sonst einen «gebildeten» Beruf ergreifen, vielleicht gar «studieren». Schlimmer noch geht's bei andern. Da müssen die Kinder sobald wie möglich verdienen, als Handlanger in die Fabrik, Ausläufer, Packer und dergleichen «Berufe» ergreifen, die vor nicht gar langer Zeit ein in einer großen schweizerischen Stadt als hervorragender Verwaltungsmann tätiger Arbeitervertreter als eine Art «Hochschule zur Verbrecherlaufbahn» bezeichnete.

Hat der Arbeiter recht, wenn er sich so zur Berufswahl stellt?

Keineswegs! Die kaufmännischen und gelehrten Berufe sind heute in einer bedenklichen Art überfüllt. Bei den Kaufleuten ist namentlich der Zudrang der weiblichen Arbeitskräfte sehr groß. Die männlichen Arbeitskräfte verlieren mehr und mehr an Bedeutung. In den kaufmännischen Berufen hat eine solche Arbeitsteilung eingegriffen, daß der in größeren Betrieben Tätige auch nur eine Art Handlanger ist, der zwar eine saubere Arbeit hat, bei der er aber viel weniger verdient und viel weniger vorwärts kommt, als ein tüchtiger Berufsarbeiter. Er trägt vielleicht einen etwas saubereren Kragen und die Nase etwas höher, als der «gewöhnliche» Arbeiter. Aber es geht ihm kein Haar besser als diesem. Ganz im Gegenteil! Es gibt ja freilich auch Ausnahmen, Leute die vorwärts kommen, Prokuristen und gar Direktoren werden. Aber wie selten sind die! Und welche Rolle spielt hier Protektion und Abstammung, auf die das Arbeiterkind nicht pochen kann! Nehmen wir aber einmal den gewöhnlichen Fall. Wer ist abhängiger als der Handlungsgehilfe X oder Bureauangestellte Y, wie er sich im

Durchschnitt präsentiert? Wird er arbeitslos, so hat er viel schwerer eine Stelle zu bekommen als irgend ein tüchtiger Berufsarbeiter, und niemand kommt so rasch «in Bruch», wie der Arbeiter sagt, wie gerade stellungslose Bureauarbeiter.

Man verstehe uns recht: Der Junge soll Kaufmann werden, wenn er Talente dazu hat. Talentierte Kaufleute schweizerischer Abstammung haben wir nicht zu viel. Aber verfehlt ist die Meinung so vieler Arbeiter, daß ihre Söhne um jeden Preis einen «ruhigen und sauberen Beruf» haben müssen, unter dessen etwas feinerem Äußeren sich viel mehr Not verbirgt, als man glaubt.

Und die «gelehrten Berufe»? Warum ist in den letzten Jahren auch bei uns in der Schweiz ein Gelehrtenproletariat entstanden? Weil viel zu viele sich zu diesen Berufen gedrängt haben. Davon können jene Lehrer ein Wort sagen, die auf Lehrstellen warten müssen, jene Aerzte und Advokaten, denen es an Klienten fehlt und die ihre Existenz vielleicht nur einer reichen Frau verdanken. In diesen Berufen ist der Kampf ums Dasein nachgerade so hart geworden, daß nur der Hervorragende es noch zu etwas bringt. Gehört der Junge zu diesen, so soll er ruhig den gelehrten Beruf ergreifen. Das ist ja bei uns in der Schweiz das Schöne, daß dieser Aufstieg zu gelehrten Berufen leichter gemacht wird als irgendwo, daß ausgedehnte Stiftungen und Staatshilfe bestehen. Aber dieser Aufstieg soll nur den wirklich Begabten zukommen.

Es ist durchaus zu begreifen, wenn der Arbeiter seinen Kindern gerne ein besseres Los gönnte, als er es im Leben hatte. Aber er täuscht sich, wenn er glaubt, ihr Glück dadurch zu schaffen, daß er sie um jeden Preis kaufmännischen und gelehrten Berufen zuführen will. Mancher erkennt zu spät, daß es ihm besser gegangen wäre, wenn ihn sein Vater einen Beruf im Handwerk hätte lernen lassen.

Das Gegenteil zu den Vätern, die wir hier im Auge hatten, bilden jene Familienvorstände, die darauf ein Hauptgewicht legen, daß die Kinder ohne Rücksicht auf die Berufslehre so rasch wie möglich verdienen. Das Bestreben, das Familieneinkommen so viel und so rasch wie möglich zu mehren, ist sehr verständlich. Ist es doch bei den meisten Arbeitern an und für sich zu klein. Das Einkommen neuer Kräfte ist sehr wünschenswert. Allein was muß man da erleben? In den meisten Fällen

hilft der Arbeiter sich selbst nur wenig und schadet seinem Kind. Der junge Mann, der als Handlanger in eine Fabrik geht, oder Ausläufer und dergleichen wird, hält bekanntermaßen die Familiengemeinschaft mit den Eltern nur ein paar Jahre aufrecht. In den meisten Fällen liefert er auch lange nicht den ganzen Lohn ab. Er kommt zwar bald in seinen Arbeitstrab hinein, der ihm sein ganzes Leben lang vorgezeichnet ist; aber er fühlt sich daher auch bald genug «selbständig» und pfeift bald auf die «Alten», denen er es doch nie ganz verzeihen kann, daß sie ihn nicht einmal einen Beruf lernen ließen. Er erkennt bald, daß die Eltern ihn so rasch als möglich als Einnahmequelle betrachteten, und zahlt es ihnen oft mit mehr Grobheiten als barer Münze heim. Es ist eine falsche Rechnung, die kurzsichtige Eltern hier machen. Nicht nur für den Augenblick, sondern auch für die ganze Zukunft. Der Handlanger spielt im Arbeitsprozeß zwar eine wichtige, aber immer untergeordnetere Rolle als der Berufsarbeiter. Er hat immer eine schlechtere Bezahlung zu gewärtigen und in Zeiten der Arbeitslosigkeit trifft ihn der Schlag zuerst. Der Berufsarbeiter kann immer noch in der Not Handlangerdienste leisten, der Handlanger wird aber nie zum Berufsmann. Sein ganzes künftiges Einkommen ist geringer und unsicherer als das des Berufsmannes. Die Unterstützungsmöglichkeit der Eltern hängt aber von dem Einkommen der Kinder ab. Wenn daher Eltern nur auf das rasche Verdienen sehen, so tun sie sich selbst keinen Dienst, fügen den Kindern aber geradezu einen Schaden bei.

Schaut Euch um: Hört ihr, Arbeitereltern, nicht fast jeden Tag, wie sich einer über seine Eltern beklagt, daß er nichts lernen konnte? Wollt ihr Eure Kinder auch einst so über Euch klagen hören?

Freilich, Arbeitgeber, Staat und Gemeinden sollten noch mehr tun für die Unterstützung von Lehrlingen unvermögender Eltern. So weit sollte die Hilfe gehen, daß das «rasche» Verdienen von dem Ergreifen einer Berufslehre nicht mehr abhalten könnte. Hier sollte die Arbeiterschaft mit kräftigen Forderungen einsetzen! Der Vater, der seinen Sohn in eine Berufslehre schickt, sollte vom Staate geradezu mit Unterstützungen ausgezeichnet werden. Denn unsere Volkswirtschaft braucht tüchtige gelernte Arbeitskräfte.

6. Die Entwicklung der Industrie und der Arbeiter.

Die Entwicklung der Industrie ist etwas, das wie eine Lawine auswächst. Von Jahrzehnt zu Jahrzehnt gewinnt sie an Ausdehnung und mit ihr nimmt die Zahl der Arbeiter zu. Der Arbeiterbedarf der Industrie ist gewaltig. Beschränken wir uns allein auf die Fabrikindustrie, so sehen wir, daß sie in den letzten rund $3\frac{1}{2}$ Jahrzehnten ihre Arbeiterzahl von 135 000 auf 380 000 vermehrte. Vernehmen wir ferner, daß im Jahre 1850 sich 50 % der Bevölkerung in Industrie und Gewerbe ernährten, im Jahre 1910 aber 72 %, so wird uns die Bedeutung der Industrie vollends klar. Ihre Ausdehnung stützt sich aber auf das Vorhandensein von Arbeitskräften. Findet sie diese nicht in den Städten, so sucht sie sie auf dem Lande; sind sie auf dem Lande nicht zu finden, so greift sie über die Grenzen hinaus und ruft einer starken Einwanderung.

Bei uns in der Schweiz alimentierte sich die Industrie zu einem Teil aus dem Arbeiterzuwachs aus den industriellen Kreisen selbst durch Söhne und Töchter von Arbeitern oder durch Arbeitskräfte, die aus dem Kleinbürgertum hervorgingen; zu einem weit größeren Teil deckte sie ihren Arbeiterbedarf durch ehemals bäuerliche schweizerische Elemente, und endlich «verdanken» wir das Entstehen der Ausländerfrage in der Schweiz der Entwicklung unserer Industrie, die im Lande selbst nicht genügend Arbeiter fand. Die Zahl der im erwerbsfähigen Alter von 15—60 Jahren stehenden männlichen Arbeitskräfte ausländischer Herkunft schwankte im Jahre 1910 um rund 200 000. In der Industrie waren 30,7 %, im Hotelgewerbe 23,7 %, im Handel 24,4 % und im privaten Verkehrsgewerbe 26,3 % der Arbeiter Ausländer.

Kann der Arbeiter vom Standpunkt seiner eigenen Interessen dieser Entwicklung ruhig und unbedenklich zusehen? Bisher sind ihm, abgesehen von einigen Berufen, aus dieser Entwicklung freilich noch wenig sichtbare Nachteile erwachsen. Die zugewanderten Arbeiter haben sich bald mehr oder weniger unseren Verhältnissen angepaßt; ihre Kinder sind mit den unsern aufgewachsen, haben schweizerische Schulen besucht und fühlen und denken wie wir. Allerdings sind die schweizerischen Arbeitskräfte aus verschiedenen Berufen, namentlich des Baugewerbes fast ganz verschwunden. Allein

da es sich dort um Saisonarbeit handelte, war das kein besonders großer Schaden. Immerhin haben sich auch in andern Berufen zahlreiche ausländische (und auch inländische) Lohn-drücker gefunden. Hat der Arbeiter ein Interesse daran, ihre Zahl zu vermehren? Keineswegs! Vom Standpunkte selbst seiner engsten Lohninteressen aus muß er wünschen, daß der Nachwuchs die Verhältnisse kenne, daß er den Bestrebungen der Arbeiter in bezug auf die Verbesserung ihrer Lage nicht fremd gegenüberstehe. Das war aber der Fall bei einem bedeutenden Teile des Nachwuchses der Arbeiterschaft. In Gewerkschaftszeitungen lesen wir immer und immer wieder Klagen, wie schwer es sei, die Arbeiter über ihre Interessen aufzuklären. Warum stellt die Arbeiterschaft selbst, die doch in ihren Familien die besten Aufklärungsherde hat, nicht einen viel größeren Teil des Arbeiter Nachwuchses? Warum beschränkt sie zum Teil in exzessiver Weise die Kinderzahl? Warum will sie ihre jungen Leute zu «etwas Besserem» berufen, das sie in 99 von 100 Fällen doch nicht erreichen? «Warum sollen wir uns selber Konkurrenten schaffen?» fragen die Arbeiter. Die Konkurrenten kommen doch! Aber sie kommen mit alten und veralteten Ideen, aus Gegenden, wo sie ihrer Veranlagung nach besser in der Landwirtschaft Verwendung fänden, oder sie kommen mit zum Teil ganz fremden Auffassungen vom Auslande. Daher muß die Arbeiterschaft immer und immer wieder bei der Aufklärung ihrer Standesgenossen von vorne anfangen. In dem Maße, wie die Arbeiterschaft selbst nicht einen weit größeren Teil ihrer Angehörigen der Industrie zuführt, in dem Maße schafft sie sich Konkurrenten, auf die, einen Einfluß zu gewinnen, viel schwerer ist.

Diese Gefahr ist mit dem Kriege gewachsen. Es ist anzunehmen, daß unsere Industrie nach dem Kriege einen großen Aufschwung erleben wird. Der Krieg hat in die Reihen der ausländischen Arbeiterschaft und der Bauernschaft arge Lücken gerissen. Vom nordischen Nachbar ist keine starke Zuwanderung mehr zu erwarten, wenn er nicht ganz von aller Welt boykottiert wird. Letzteres kann der Fall sein. Ist es der Fall, dann wird eine Arbeitslosigkeit im nördlichen Auslande eintreten, die verheerend wirkt. Hat der schweizerische Arbeiter dann ein Interesse daran, Ausländern Platz zu lassen, die um jeden Preis Arbeit suchen? Wahrhaftig nicht! Tritt aber

der wahrscheinlichere Fall ein, daß der Weltmarkt auch Deutschland wieder offen steht, so wird es keine Arbeiter abgeben können. Das Bedürfnis unserer Industrie nach Arbeitern muß aber gedeckt werden. Kann es nicht aus einheimischen Kräften gedeckt werden, so werden Fremde beigezogen aus aller Herren Länder, Leute, die unsere Verhältnisse nicht kennen, mit denen sich die Arbeiterschaft nicht einmal verständigen kann. Ist damit der Arbeiterschaft gedient? Wir glauben kaum!

Es liegt daher durchaus im Interesse der Arbeiterschaft selber, ihre jungen Leute der Industrie zuzuführen, sie einen Beruf lernen zu lassen, damit der schweizerische Arbeiter in der Industrie der führende Teil der Arbeiterschaft ist und bleibt.

7. Der Arbeiter als Schweizer.

Was wir in den früheren Kapiteln gesagt haben, hätte zum Teil auch ruhig anderswo stehen können, als gerade in einem Zusammenhang, wo wir über den Arbeiter als Schweizer sprechen. Es paßt für den Arbeiter überhaupt, nicht nur gerade für den schweizerischen Arbeiter. Die Verhältnisse, unter denen der Arbeiter lebt, seine Auffassungen über seine Lage sind eben in fast allen Ländern mit ausgebildeter Industrie recht gleichartig.

Aber was gesagt wurde, mußte gerade dem Arbeiter als Schweizer gesagt werden, weil er für alles andere kein Interesse gewinnen kann, wenn er zu seiner Arbeit selbst, die die Grundlage seiner ganzen Existenz bildet, keine richtige Einstellung hat, wenn er sie nur als eine Last und einen Fluch, nicht aber als eine volkswirtschaftliche Mission auffaßt, wenn er in sich nur den Entrechteten, nicht aber einen Grundpfeiler des gesellschaftlichen Gebäudes sieht.

Man sagt, der Arbeiter habe kein Vaterland. Bis zu einem gewissen Grade ist das wahr. Der Begriff des Vaterlandes knüpft an Verhältnisse an, wo der einzelne noch ein Stück Boden, seine Scholle, der er die Nahrung abrang, zu verteidigen hatte, wo das Volk mit dem produktiven Lande in engem Zusammenhange stand, wo es ihn liebte, weil er seinem Schweiße Früchte trug. Mit der Industrialisierung erlitt der Vaterlandsgedanke Einbuße. Statt des Landbaues in freier Natur kam Fabrikarbeit in dumpfen Räumen. Statt des Wohnens in trauter Heimstätte,

die der Nußbaum beschattete, und die von Geschlecht zu Geschlecht übergang, kam das Wohnen in trostlosen Mietwohnungen grauer Gassen. Statt der Seßhaftigkeit und Bodenständigkeit ein Nomadentum. Statt des Hochgefühls der Sicherheit, auf eigenem Grunde zu stehen und dort seine Existenz zu haben, kam die Abhängigkeit vom Arbeitgeber, vom Stande der Konjunktur, vom Zufall, der einen heute hier-, morgen dorthin warf. All das ist auch in der Schweiz der Fall.

Der Mensch ist ein Egoist, und der Arbeiter ist es auch so gut wie jeder andere. Dort ist sein Vaterland, dort fühlt er sich wohl und zu Hause, wo es ihm am besten geht. Manchem eingewanderten Arbeiter ist die Schweiz viel lieber als das Land, das nach seinem Heimatschein sein Vaterland ist. Mancher Arbeiter, der über See sein Glück fand, pfeift auf die Schweiz, die ihm nur Enttäuschungen brachte. Und die, welche von draußen zuwanderten und hier nicht das Paradies fanden, das sie zu finden wähnten, schimpfen auf die Schweiz mit jenen Arbeitern zusammen, denen es hier schlecht geht.

Es wäre eine äußerst dankbare Aufgabe der Behörden, wenn sie durch internationale Feststellungen einmal auf objektiver Grundlage und unter Mitwirkung der Arbeiterschaft ermitteln ließen, wo so im allgemeinen in den zivilisierten Ländern es dem Arbeiter am besten geht. Es ist nicht zweifelhaft, daß schon das wirtschaftliche Wohlergehen des Arbeiters in keinem europäischen Lande größer ist, als bei uns in der Schweiz. Wir haben nicht das Massenelend der Großstädte in den Großstaaten, wir haben nicht die großen und unüberbrückbaren Standesunterschiede, wir haben nicht die politische Entrechtung der Arbeiter, wie sie in vielen andern Staaten besteht. Wir behaupten nicht, die Schweiz sei ein Paradies für die Arbeiter. Es ist eine große und nicht gelöste Frage, ob überhaupt je ein Land zu einem Paradies für alle werden kann. Aber bei uns in der Schweiz hat der Arbeiter die Mittel in der Hand, wie nirgends, dieses Land so zu gestalten, wie er es wünscht. Die bürgerlichen Freiheiten sind nirgends so groß und sicher, wie bei uns. Initiative und Referendum sind ein mächtiger Schutz und eine mächtige Waffe für ihn. Bei Wahlen kann er seine Vertrauensleute in Behörden abordnen: er kann mit einem Wort das politische Leben in der Schweiz

beeinflussen, soweit dies nun Kraft seiner Zahl möglich ist. Es wäre gut, wenn die fremden Weltverbesserer unter den Arbeitern, die bei uns alles reaktionär finden, einmal in ihrem Lande wenigstens die Rechte schaffen würden, die in der Schweiz die Arbeiter haben und — — — die sie nicht oder falsch zu benützen verstehen. Die Schweizer Arbeiter lassen sich viel zu viel von außen imponieren und von hergelaufenen Leuten den Kopf voll schwatzen, Leute, deren Beweggründe man gerade heute nicht in allen Fällen unbedingt als lauter anerkennen muß. Dafür müssen es ergraute und wackere Führer erleben, daß sie jungen Brausköpfen weichen müssen, die keinen Augenblick zögern würden, die Schweiz in russische Abenteuer zu stürzen und aus ihr ein «Arbeiterparadies» wie das russische zu machen, wo die Leute vor lauter «Glückseligkeit» elend umkommen.

Gewiß gibt es bei uns große Klassenunterschiede, deren Überbrückung die wichtigste Aufgabe der Behörden ist. Nur so kann dem Arbeiter klar gemacht werden, daß die Schweiz sein Vaterland ist, wenn es väterlich für ihn sorgt. Er darf durch Unfall, Krankheit, Arbeitslosigkeit, Alter und Invalidität nicht ins Elend gestoßen werden. Er muß das Gefühl haben, auf «sicherem Grunde», auf wirklichem Vaterlandsboden zu stehen. Da ist noch viel zu tun. Wenn man den Arbeiter im Lande halten will, wenn man ihn zufrieden machen will, wenn man aus ihm einen ruhigen, klugen und zuverlässigen Staatsbürger machen will, dann muß man noch viel mehr Sozialpolitik treiben als bis anhin.

Die heutige Zeit der Not erscheint allerdings wenig geeignet, dem Arbeiter zu sagen, daß er an der Erhaltung der Schweiz, an der Erhaltung ihrer Eigenart, an der Erhaltung all ihrer Institutionen ein großes Interesse habe. Er schaut auf die Gegensätze im Wirtschaftsleben und sieht, daß er auch bei uns dem bedrängten Volksstande angehört. Er muß sehen, wie sich neu-erworbener, protzenhafter Reichtum breit macht, wie Schieber und Wucherer sich bereichern und wie der Wert seines Einkommens Tag um Tag sinkt. Es entgeht ihm nicht, daß seine Nöte namentlich auch auf der Landschaft viel zu wenig erkannt werden und daß die Behörden für seine Begehren zu oft ein taubes Ohr haben.

Allein ist das Protzendum unserer Tage schweizerischer Art? Wahrhaftig nicht! Wenn irgendwo auch der vermögliche

Mann einfach und bescheiden auftrat, so war es in der Schweiz. Das Protzendum ist Importprodukt, wie die Mehrzahl der Protzen selbst. Liegt das Schieber- und Wuchertum in schweizerischem Wesen? Alles andere als das! Es ist gut schweizerische Art, unverdienten Reichtum als wenig ehrenhaft zu betrachten. Wer das nicht glaubt, der schaue sich nach den Meinungen des Volkes einmal dort um, wo Schweizerart noch am unverfälschtesten ist: auf dem Lande. Die Erbitterung gegen Spekulanten und Wucherer, gegen Automobilprotzen und Mätressentum ist bei den Bauern mindestens so groß wie bei den Arbeitern. Und was das militärische Protzendum anbelangt, das bei uns leider eine allzugroße Rolle spielt, so sei nur auf den alten Bauernspruch verwiesen, daß «die Herren bei den Bauern liegen sollen».

Der Arbeiter als Schweizer! Wir wollen kein Loblied anstimmen über die Herrlichkeit unserer gesellschaftlichen Zustände. Sie sind, absolut genommen, gewiß noch verbesserungsfähig genug. Im Verhältnis zu andern Ländern sind sie aber viel besser. Der Fortschritt darf nicht stillestehen. Eine neue Zeit begann nach dem Kriege. Eine neue Zeit muß auch für die Schweiz und den schweizerischen Arbeiter kommen. Der Krieg machte an unseren Grenzen Halt. Der Friede blieb uns erhalten. Wir können weiter bauen, wo andere aufbauen müssen. Ein Weiterbauen im Interesse aller ist nur möglich, wenn der Arbeiter auch Teil nimmt an der Weiterentwicklung.

Da ist es denn ganz verfehlt, wenn der schweizerische Arbeiter sein Heil erblickt in unfruchtbarer Revolutioniererei. Auch diese ist fremdes Produkt. Wohl hat unser Land allerlei an Revolution und Revolutiönnen im Laufe der Zeit erlebt. Aber es handelte sich dabei nicht um die Verwirklichung von Forderungen, die in den Wolken hingen, sondern es ging um greifbare Dinge, die wohl zu verwirklichen waren. Soweit die Arbeiterschaft um solche kämpft, wird sie, wenn irgendwo, so in der Schweiz Verständnis finden. Vieles geht zur Stunde vor sich, was ohne den Krieg und seinen revolutionierenden Ausgang wohl noch lange hätte auf sich warten lassen. Der Achtstundentag ist — fast dreißig Jahre nach der ersten Maifeier — verwirklicht worden. Die Alters- und Invalidenversicherung steht vor der Realisierung. Lohnämter werden in absehbarer Zeit den Arbeitenden ein Existenzminimum zusichern. Das sind

Dinge, die in einem geordneten Staatswesen für den Arbeiter von viel mehr Wert sind als «Vollsozialisierungen» und dergleichen phraseologierende Postulate in einem Gemeinwesen, in dem jede Autorität zur Durchführung ausführbarer, geschweige denn unausführbarer Reformen fehlt.

Allerdings ist es für den Arbeiter, der unter schwerem Drucke lebt, keine Kleinigkeit, in aller Ruhe auf dem Boden der Wirklichkeit zu bleiben, wenn auf der anderen Seite Bürger und Bauer, sobald sie ihrer Revolutionsfurcht Herr geworden sind, glauben, es gehe nun alles im alten Stiefel fort. Die sozialen Reformen seien keine Notwendigkeit erster Ordnung, ja, es sei sogar an der Zeit, nun einmal die starke Hand zu zeigen, dann werde der Arbeiter schon zur Ruhe kommen. Bei solcher Auffassung der Herrschenden wird es dem Arbeiter schwer, ja unmöglich, in der Schweiz etwas Besonderes zu erblicken, seines Schweizertums froh zu sein. Dann hilft er sich mit starken Worten und hofft, eines Tages an die Stelle dieser Diktatur die andere zu setzen, nämlich jene des Proletariates. Wie weit wir aber auf diesem Wege kommen würden, das zeigen Rußland, Bayern und Ungarn.

Nein, dem Arbeiter muß die Möglichkeit gegeben werden, an der sozialen Weiterentwicklung der Schweiz zu arbeiten. Individuell hat er die Möglichkeit durch die heutige kurze Arbeitszeit. Sie läßt ihm die Freiheit zur persönlichen Fortentwicklung, zur Selbstbildung als Mensch und Staatsbürger. Als Teil der Gesellschaft hat er im Staate jene Rechte, die ihm die Mitarbeit an dieser Entwicklung ermöglichen, er hat dazu schon eine Schulung von Generationen hinter sich. Der Bürger muß dazu sich auch in neue Dinge einleben. Er muß lernen, daß die Welt in steter Veränderung ist und daß den unteren Klassen der Aufstieg erleichtert werden muß, auch wenn es dabei nicht ohne große Opfer abgeht. Bei solcher Auffassung, bei verständigem, solidarischem Entgegenkommen von rechts und von links kann die breite Volksschicht der Arbeiter und Angestellten inne werden, daß die Schweiz für sie etwas bedeutet und daß die Liebe zur Scholle und zu den heimischen Einrichtungen keine bloße Phrase, sondern ein wohlberechtigtes Gefühl ist, das mit der weltbürgerlichen Auffassung keineswegs im Widerspruche steht.

Der landwirtschaftliche Nachwuchs.

Von Dr. HANS BERNHARD.

Die Not der Zeit hat manche neue Erscheinung ins Leben gerufen. Dazu gehört der Zug von der Stadt aufs Land. Damit soll nicht jene allsonntäglich sich abspielende Wanderung so und so vieler Städter zu Bekannten auf den Dörfern und Höfen draußen gemeint sein, mit der Absicht, durch Versorgung am Erzeugungsorte den Unannehmlichkeiten knapper Lebensmittelrationierung aus dem Wege zu gehen, sondern eine tiefergehende Bewegung: das Streben eines ansehnlichen Teiles der städtischen Jungmannschaft nach dem landwirtschaftlichen Berufe.

Diese Erscheinung fällt auf, weil es früher anders war. Vor dem Kriege war es eine Seltenheit, daß ein junger Städter Bauer werden wollte. Nicht nur das: Auch die Landwirte selbst entfremdeten offensichtlich ihren Nachwuchs dem landwirtschaftlichen Berufe. Leute mit halbwegs ordentlicher Begabung wurden aus der Schule oft mit Gewalt in ein Bureau gebracht, und die Lust, Bauer zu werden, war auch nur bei einer Minderzahl der berufswählenden Jünglinge vorhanden.

Also eine allgemeine Landflucht, eine Scheu vor dem landwirtschaftlich werktätigen Leben war da, bei uns und in andern Ländern. So weite Kreise ergriff diese Bewegung, daß selbst die Wissenschaft anfang, sich lebhaft mit ihr zu beschäftigen. Die Statistiker und Volkswirtschaftler wiesen auf das Anwachsen der Städte und die Entvölkerung des Landes hin, auf die Überfüllung der gelehrten Berufsarten und den Mangel an Arbeitskräften bei den praktischen Berufen. Und viele Gründe wurden ins Feld geführt, die den Anstoß zu der Wanderung gegeben haben sollten: die Unmöglichkeit für einen großen Teil des landwirtschaftlichen Nachwuchses, im angestammten Berufe selbständig zu werden, der gute Verdienst und das bequeme Leben in den Städten, das eintönige, von

vorneherein in allen seinen Abschnitten gewissermaßen zu überschauende Dasein daheim, die Möglichkeit von allerlei Glücksfällen in der Fremde.

Wer in unserem Industriestaate tiefer ins ländliche Leben der letzten Jahrzehnte hineinsehen konnte, für den war es eine ausgemachte Tatsache, daß die verhältnismäßig ungünstigen wirtschaftlichen Aussichten des Bauernberufes die Hauptschuld an der Landflucht tragen. Die Hochflut der Industrie und des Verkehrs wirkten vor dem Kriege in gleichem Maße anziehend auf die werktätige Bevölkerung des flachen Landes ein, wie der Tiefstand der landwirtschaftlichen Konjunktur sie ihrem angestammten Berufe immer mehr entfremdete. Man wußte es allgemein: Die schlechte Rendite der Bodenkultur läßt den Bauern trotz Mühe und Arbeit auf keinen grünen Zweig kommen. Und der Bauernknecht war zumeist noch übler dran. Ihm war auf unseren kleinen Gewerben sogar vielfach die Möglichkeit verwehrt, in seiner Dienststellung einen eigenen Hausstand zu gründen. Beide, der selbständige Bauer und der Dienstbote, erblickten angesichts des guten Auskommens städtischer Berufe in der Abwanderung mehr und mehr eine selbstverständliche Vorkehrung zur Schaffung besserer Lebensverhältnisse.

Mit dieser Erwägung wurde ohne viel Vorbereitung unserem Problem gleich an die Wurzel gegriffen. Der ländliche Erwerb war eine unzureichende Nährquelle und mußte, ungeachtet aller Abwehrmittel; notgedrungen zur Landflucht führen. Der Krieg hat die landwirtschaftlichen Erwerbsverhältnisse verbessert; darum strömen nun viele dem bäuerlichen Berufe zu. Die Frage ist nur die, ob dem Bauernstand auch für die Zeit nach dem Kriege ein befriedigendes Auskommen gesichert sei. Trifft das zu, so ist das Problem des landwirtschaftlichen Nachwuchses in seinem Kernpunkte gelöst. Die jungen Leute, die ins erwerbsfähige Alter treten, werden mit mehr Interesse denn früher nach diesem Tätigkeitsfelde Ausschau halten.

Nun kommt aber noch ein Umstand hinzu. Die Landflucht trat zwar hauptsächlich in den Industrieländern auf, wurde aber in größerem Umfange, als man gewöhnlich annimmt,

auch in den Kolonisationsländern beobachtet. Merkwürdig muß es beispielsweise berühren, wenn amerikanische Farmer seit Jahren darüber klagen, daß die Einwanderer es vorziehen, auf Industriepätzen tätig zu sein, statt an der Pionierarbeit der Neulandbesiedelung mitzuhelfen. Merkwürdig muß uns so etwas deshalb vorkommen, weil hier, wo es noch so große Landstrecken zu erschließen gibt, die Bodenkultur mehr Aussicht zum Selbständigwerden bietet als die Industrie. Die wirtschaftlichen Zustände erklären daher die Landflucht wohl in der Hauptsache; aber sie erklären sie nicht ganz.

Ein mitbestimmender Grund zur allgemeinen Erscheinung der Landflucht muß im Menschen selbst gesucht werden. In dem, in den letzten Jahrzehnten allgemein aufkommenden, vielfach auch durch die Erziehung geförderten Streben der Jugend nach einem bequemen Leben. Männiglich sah in der landwirtschaftlichen Arbeit nur noch das Harte, Schwere. Der Vorteil gegenüber andern Berufen: die Betätigung in der freien Natur, wurde überhaupt nicht mehr beachtet. Es fehlte bei der sich immer mehr herausbildenden Arbeitsteilung in der Wirtschaft an der Beziehung des Menschen zum Boden.

Wer das Problem des landwirtschaftlichen Nachwuchses lösen helfen will, muß dementsprechend beachten, daß zwei Dinge zu erfüllen sind: 1. Die Landwirtschaft muß dauernd zum auskömmlichen Arbeitsfelde werden. 2. In der Jugend ist mehr die Neigung für den landwirtschaftlichen Beruf zu wecken.

Wir wollen zunächst beim ersten Punkte verweilen. Wenn die Landwirtschaft wirklich befriedigende Existenzen ermöglicht, werden ihr mehr Kräfte als bis anhin zuströmen. Und zwar gilt das für den selbständigen Bauern ebensowohl wie für den Angestellten. Der Vergleich mit andern Berufsarten ist bis jetzt immer zu Ungunsten der Landwirtschaft ausgefallen. Die Konjunktur der Kriegszeit hat dann Wandel geschaffen. So wünschenswert es ist, daß der Konsument zu erschwinglichen Preisen zu seiner Sache kommt, so entspricht es doch dem Gebote der Gerechtigkeit, daß der landwirtschaftliche

Betrieb auch in Zukunft auf dem Markte Erfolge erziele, die ihm gestatten, die Mühen des Bauern und seiner Leute in einer Weise zu lohnen, die den Vergleich mit andern Berufsarten aushält. Sonst wird die Leutenot auf dem Lande ein chronisches Übel bleiben. In Betriebszweigen, wie in der Viehwirtschaft, wo unsere Bauern mit der Naturgunst arbeiten können, wo sie dementsprechend die ausländische Konkurrenz nicht zu fürchten brauchen, wird diese Forderung ohne weiteres durch die von Seite der Landwirtschaft ergriffenen Maßnahmen der Preispolitik erfüllt werden. Soweit dagegen unsere Bodenkultur mit Naturschwierigkeiten zu kämpfen hat, wie im Ackerbau, der unter der ausländischen Konkurrenz später wieder zu leiden haben wird, soll der Staat in irgend einer Weise helfend eingreifen, vorausgesetzt, daß er die Selbstversorgungswirtschaft, deren Wert wir nun in der Kriegszeit genügend haben schätzen lernen können, der einseitigen und daher unvollkommenen landwirtschaftlichen Erzeugung vorzieht.

Die Verbesserung des Landwirtschaftserfolges durch die Preispolitik ist ein Mittel, um das wir nicht herumkommen. Daneben soll aber der Blick gerichtet werden auf jene Mittel zur Förderung der Bodenkultur, welche die Berufsaussichten verbessern, ohne daß sie mit ungünstigen Folgen für andere Volkskreise verbunden sind. Dahin gehört vor allem, daß durch ausgedehnte Meliorationsarbeiten die Kulturf Flächen unseres Landes vergrößert werden. Dahin gehört weiter die allgemeine und beschleunigte Durchführung der Güter zusammenlegung, damit unsere Landgüter nicht mehr wie bisher mit unendlichem Zeitverlust bewirtschaftet werden müssen, und damit endlich einmal die Maschinen zum Ersatz der mühseligen und kostspieligen Handarbeit Eingang finden können. Um tüchtigen Arbeitnehmern die Möglichkeit zu schaffen, zu Betriebsinhabern sich aufzuarbeiten, kann in der Erleichterung der Kreditverhältnisse nicht genug getan werden. Den gleichen Zweck haben Vorkehrungen gegen übermäßige Erhöhung der Landpreise und zur Bekämpfung der Bodenspekulation. Wichtig ist eine zielbewußte Besitzpolitik. Es ist entschieden als zweckmäßig zu erachten, daß Gutsgrößen angestrebt werden, wo der Bauer mit den Arbeitskräften der eigenen Familie auskommen kann. Soweit Betriebe fremde Arbeitskräfte benöti-

gen, so sollen sie derart eingerichtet werden, daß den Dienstboten die Gründung eines eigenen Hausstandes möglich gemacht wird, ohne den Beruf wechseln zu müssen. In dieser Beziehung hat es bis jetzt noch vielerorts gefehlt, ebenso wie an einer Verbesserung der Wohnverhältnisse. Daß mit der Ausschaltung des schädlichen Zwischenhandels ein billigerer Vertrieb der landwirtschaftlichen Erzeugnisse erzielt werden kann, sei nur beiläufig erwähnt. Außer diesen besonders wichtigen Dingen kommen noch die vielen Maßnahmen zur technischen Verbesserung des Landwirtschaftsbetriebes hinzu: die Verbesserung der Düngung, der Tier- und Pflanzenzucht, der Bodenbearbeitung, des landwirtschaftlichen Bauwesens, des Maschinengebrauches, der Aufbewahrung und Verwertung landwirtschaftlicher Produkte. Sicher ist, daß unsere Landwirtschaft zu Gunsten der darin Tätigen nach mancher Richtung erfolgreicher gestaltet werden kann. Nur auf die Preispolitik allein braucht man nicht abzustellen.

Und da kommen wir zum zweiten Punkt unseres Programms. Wir müssen tüchtige junge Leute für den landwirtschaftlichen Beruf gewinnen, die mit Freude sich ihrer Lebensarbeit hingeben. Wer soll denn Bauer werden? Doch in erster Linie die Nachkommen der Landwirte selbst. In diesem Punkt steht es heute noch bitterbö. Unsere Landwirte tun zu wenig darin, daß sie unter ihrem eigenen Nachwuchs eine systematische Auslese für ihren angestammten Beruf treffen, die besten ihrer Söhne bestimmen, auf dem väterlichen Gewerbe tätig zu sein. Da klagen sie über zunehmende Entfremdung vom bäuerlichen Beruf, und wenn sie einen Jungen haben, der verspricht, etwas Tüchtiges zu werden, tun sie alles, um ihn in eine andere Laufbahn hineinzubringen. Der junge Mann muß Kaufmann, Lehrer, Beamter, alles, nur nicht Landwirt werden. Sie, die alten erfahrenen Bauern sollten doch wissen, was es an geistigem und physischem Können braucht, um den Platz des Berufslandwirtes richtig auszufüllen. Sie sollten einsehen, daß nur die tüchtigsten Kräfte gut genug sind, die volkswirtschaftlich wichtige Aufgabe der Nahrungsbeschaffung zu erfüllen. In falscher Weichherzigkeit möchte man den eigenen Sohn vor den Härten eines schweren Berufs bewahren und schadet damit sich selbst und

seinem eigenen Stande. Das muß anders werden, wenn wir unserem heimischen Boden eine tüchtige Bewirtschaftung erhalten wollen. Der junge Mann, der im Landleben aufgewachsen ist, hat vor anderen, die sich erst in späteren Jahren dem Berufe zuwenden, gar vieles voraus: er kennt die vielen Kunstgriffe des praktischen Lebens, lernt spielend auch die schwereren Arbeiten beherrschen, versteht es, sorgsam mit den lebenden Pflanzen und Tieren umzugehen, alles Dinge, die sich nicht von heute auf morgen mechanisch erlernen lassen. Und die Erfahrung lehrt, daß es gut ist, wenn der künftige Landwirt neben praktischen Fähigkeiten auch tüchtige Geistesgaben mitbringt, Gaben, die in dem vielseitigen Wirken auf dem Bauernhof zum mindesten ebenso gut verwertet werden können, wie in Schreibstube und Maschinenwerkstätte. Und wenn unsere Bauernväter glauben, daß nur ihr Beruf sein Schweres habe, es also ihre Pflicht und Schuldigkeit sei, ihre Nachkommen vor diesen Schwierigkeiten zu bewahren, so zeigen sie damit nur, daß sie außerlandwirtschaftliche Verhältnisse zu wenig kennen. Daher kommen wir nicht um die Tatsache herum, daß die Landwirte, wenn sie mithelfen wollen, das Problem des landwirtschaftlichen Nachwuchses zu lösen, ihre Söhne, auch wenn sie noch so gute Anlagen haben, in erster Linie dem angestammten Berufe zuzuführen die Aufgabe haben.

Das Gleiche gilt für die Bauerntöchter. Was klagt man nicht landauf, landab über die Schwierigkeit, für die Bauernbetriebe weibliche Kräfte zu erhalten! Dabei ist es für die meisten Eltern eine beschlossene Sache, ihre Töchter, wenn irgendwie möglich, für etwas «Besseres» als für das Leben auf dem Bauernhofe zu bestimmen. Vom Schönen des Landlebens ist in der Erziehung nie die Rede. Systematisch wird über das eigene harte Los geklagt, bis sich in den jungen Leuten die Überzeugung festigt, das Bleiben auf der angestammten Scholle sei vom Übel. Das wirkliche Übel der heutigen Zeit: die Sucht nach einem bequemem Leben, hilft hier getreulich mit, wobei allerdings zu sagen ist, daß in vielen Gegenden, namentlich in den Acker- und Weinbaugebieten, den Bauersfrauen zu große Arbeitsbürden aufliegen, sodaß man sich nicht zu wundern braucht, wenn die jungen Leute abgeschreckt werden. Hier etwas mehr Vernunft walten zu lassen und anderseits durch die Erziehung dem Hang zum bequemen Leben systematisch ent-

gegenzuarbeiten, das sind Hilfsmittel, die neben den allgemeinen, bereits genannten Maßnahmen Besserung schaffen können.

Und noch etwas ! Man spricht je länger, je weniger von dem guten, alten Bauernstolz, der früher der Landbevölkerung so viel Selbstbewußtsein verlieh. Man hielt etwas darauf, Herr einer eigenen Scholle zu sein. Dieser Stolz ging hinüber auf die bäuerliche Jungmannschaft, die in dem väterlichen Berufe etwas Hohes erblicken lernte. Damit, daß man anfang, beständig neidisch nach den städtischen Berufen zu schielen, von denen man nur die Licht-, nicht die Schattenseiten sah, ging die Achtung vor der eigenen Arbeit zum Teil verloren. Will man, daß bei der Bauernjugend der angestammte Beruf an Ansehen wieder gewinne, so müssen ihn die Alten selbst nach früherer Sitte einschätzen lernen.

Der Bauernberuf soll nicht dem Nachwuchs der Berufslandwirte allein vorbehalten bleiben. Die nichtlandwirtschaftliche Jugend, die den Drang in sich spürt, zur ursprünglichsten aller Tätigkeiten zurückzukehren, soll hier ein offenes Arbeitsfeld vor sich finden. Namentlich jetzt, da wir die bösen Erfahrungen der Kriegszeit, die unter anderem die Schäden der Überindustrialisierung dargetan haben, überblicken können, soll die Rückkehr zur Scholle mit allen Mitteln angestrebt werden. Ein Anfang ist damit gemacht, daß durch die Gartenbaubewegung, die industrielle Landwirtschaft und ähnliche Bestrebungen weiten Kreisen des Volkes Gelegenheit gegeben wird, an der Bodenkultur teilzunehmen. Wer jetzt das Heilsame des Landbaues erkennen will, dem ist es leicht möglich, in irgend einer Form mitzuhelfen, den heimischen Boden fruchtbar zu machen. Soll diese Gelegenheit bei einem Teil der städtischen Jugend zum Entschlusse führen, sich die Landwirtschaft zur Lebensarbeit zu machen, so soll ihr das nicht verwehrt werden. Wird die Landwirtschaft im ange deuteten Sinne ausgebaut, so finden darin noch reichlich mehr Hände Arbeit als bisher. Und wo nicht, so hat die Erde im Ausland noch weiteren Raum, der der Erschließung durch Pionierarbeit harrt.

Die hehre Aufgabe, den jetzt durch die Jugend gehenden Zug nach der Rückkehr zur Scholle weise zu leiten, kommt der Schule zu. Wenn auch in den Schweizerstädten die Natur-

entfremdung der Jugend lange nicht soweit gediehen ist, wie in deutschen Großstädten, von denen Kampffmeyer erwähnt, eine Umfrage in den Schulen habe ergeben, daß die meisten Kinder nie einen Sonnenaufgang gesehen, viele noch nie ein reifes Ährenfeld erblickt hätten, so herrschen doch auch bei uns noch nicht die wünschbaren Verhältnisse. Zwar wird recht ausgiebig Anschauungsunterricht in den Fluren vor der Stadt getrieben. Mit Freude konnte man in den letzten Jahren die Schulgartentätigkeit sich ausdehnen sehen. Die Kinder bekommen auf diese Weise einen kleinen Einblick in die wesentlichsten Naturerscheinungen. Das allein genügt aber nicht. Der Lehrer sollte in seinem Unterrichte, noch viel mehr, als es jetzt geschieht, die Bodenkultur in ihrer Bedeutung nicht nur als Nahrungsspenderin, sondern auch als Quelle der Geistes- und Körpergesundheit behandeln. Er sollte so auf die Jugend einwirken, daß sie am ländlichen Leben Freude bekommt, vor der nahrungsschaffenden Tätigkeit des Landmanns Ehrfurcht empfindet. Überlandwanderungen, Landaufenthalte und was ähnliche Vorkehrungen sind, tun dann ein weiteres.

Dadurch, daß wir die landwirtschaftliche Betätigung ökonomisch erfolgreicher gestalten und der Jungmannschaft Liebe zum Beruf ins Herz hineinlegen, erfüllen wir erst die eine Aufgabe des Problems: wir vergrößern das Angebot an Kräften, die in der Bodenkultur fruchtbar werden sollen. Damit diese Kräfte dann wirklich fruchtbar sind, ist es nötig, daß wir sie durch die Ausbildung dazu fähig machen.

Bei der Erörterung dieser Ausbildung steht nicht, wie man etwa erwarten möchte, die schulmäßige, sondern die praktische Vorbereitung im Vordergrund. Wer Landwirt werden will, muß zu allererst arbeiten wollen und arbeiten können. Mag inskünftig in der Landwirtschaft die Maschine noch so große Ausdehnung gewinnen: mehr als in irgend einem andern Berufe wird die Handarbeit ihre große Bedeutung beibehalten. Und die landwirtschaftliche Handarbeit hat das Eigentümliche, daß sie mannigfaltig ist, Übung nach vielerlei Richtungen erfordert. Über die tüchtige praktische Vorbereitung des Bauern geht daher nichts. Glückliche, wer sich diese Ausbildung auf dem väterlichen Gewerbe unter weiser Anleitung durch Berufsgewohnte aneignen kann! Von Kindesbeinen auf

in die Sorgfalt erheischenden Vorkehrungen, in den Umgang mit den empfindsamen Pflanzen und Tieren eingeführt, erlernt der Bauernjunge die schwere Praxis des Landwirtschaftsbetriebs spielend. Eines nur fehlt in der praktischen Ausbildung der bäuerlichen Jungmannschaft: die *Wanderjahre* werden zu wenig ausgenutzt. Das Vertrautwerden mit den Methoden und Gepflogenheiten der Landwirtschaft fremder Gebiete lehrt den jungen Mann erst den tieferen Sinn, das Unmechanische seiner Berufsarbeit. Handel und Wandel, die in der neuzeitlichen Landwirtschaft eine so große Rolle spielen, lernt man hinter dem eigenen Gartenzaun nicht kennen. Der Umgang mit fremden Menschen nimmt dem Bauersjungen die Unbeholfenheit, gibt ihm Selbstbewußtsein, das wir bei unserer ländlichen Bevölkerung so vielfach vermissen. Die Wanderjahre, zu den selbstverständlichen Maßnahmen in der Ausbildung unserer Bauernjugend zu machen, halte ich als eines der wichtigsten Mittel, das den landwirtschaftlichen Nachwuchs zur Erfüllung seiner großen Zukunftsaufgabe befähigt.

Wohin soll sich der junge Landwirt in seinen Wanderjahren wenden? Und wie soll er seine Wanderzeit ausnützen?

Der erste Weg führt selbstverständlich in Lehrgebiete des eigenen Landes. So gut wie bei Andersberuflichen wirkt auch bei Landwirten ein Aufenthalt in fremdsprachigen Landesteilen fördernd auf die allgemeine Bildung ein. Worauf aber besonders Gewicht zu legen ist, das ist die Tätigkeit während ein bis zwei Jahren auf Gütern, wo anerkannt hervorragend gewirtschaftet wird, wie z. B. im Kanton Bern oder Luzern. Ein Übriges zur praktischen Ertüchtigung tut schließlich noch die Auslandspraxis. Sie mag in Verhältnissen absolviert werden, wo großzügig gewirtschaftet wird, darf aber nicht so lange dauern, daß sich der junge Mann unserem Kleinbauerntum ganz entwöhnt. Auf beschriebene Weise zwei bis vier Jahre in der Fremde zugebracht, dürfte sich der angehende Landwirt in der Durchführung und Leitung und, was besonders wichtig ist, in der Verbesserung der heimischen Bodenkultur, zurechtfinden.

Hinzu kommt dann noch die *landwirtschaftliche Schule*. Glücklicherweise hat die Erkenntnis, daß die schulmäßige Ausbildung zum unbedingt notwendigen Rüstzeug der bäuerlichen Jungmannschaft gehöre, bei uns in den letzten Jahren gewaltig an Boden gewonnen. Landwirtschaftliche

Schulen schießen wie Pilze aus dem Boden. Dabei hat man erkannt, daß die kurzfristigen «Winterschulen» den praktischen Bedürfnissen des bäuerlichen Kleinbetriebes am besten entsprechen. Man hält die Fachschulbildung nicht nur für die Leute, die später Grundbesitzer werden sollen, sondern auch für die landwirtschaftlichen Angestellten notwendig. Vor einer Gefahr allerdings müssen wir uns hüten, vor der Gefahr nämlich, daß wir die landwirtschaftliche Schule in einem falsch verstandenen Bedürfnis, sich an die praktischen Verhältnisse anzulehnen, dilettantenhaft gestalten. Landwirtschaftliche Schulen dürfen keine Fortbildungsschulen sein. So mannigfaltig sind die Erscheinungen des Landwirtschaftsbetriebes, eine solche Menge von Erkenntnissen hat sich in der Landwirtschaftswissenschaft angehäuft, daß es verkehrt ist, wenn man sich diese Schätze durch «Schnellbleiche» aneignen will. Stellt man seine Berufstätigkeit erst einmal auf die wissenschaftlichen Grundlagen des neuzeitlichen Landwirtschaftsbetriebes ein, so soll diese Einführung dann auch gründlich erfolgen, sonst leidet darunter die Leistungsfähigkeit der ausübenden Bodenkultur, worauf es letzten Endes allein ankommt.

In der Schweiz hat wohl der Kanton Bern die Frage der Landwirtschaftsschule bis jetzt am besten gelöst. Dieser Kanton unterhält als Zentralstelle seit Jahrzehnten die landwirtschaftliche Jahres- und Winterschule, verbunden mit Gutsbetrieb, auf der Rütli bei Zollikofen. Der mit dem Zukleinwerden der Winterschule notwendige Ausbau wurde vor einigen Jahren in der Errichtung einer gleichwertigen zweiten Schule in Münsingen getroffen. Dieses Jahr folgte die Gründung einer dritten Schule, in Langenthal. Nach wenigen Jahren wird das für unsere Verhältnisse weiträumige Agrargebiet über ein Netz gleichmäßig verteilter, mit Hilfsmitteln gut ausgestatteten selbständigen landwirtschaftlichen Bildungsanstalten verfügen.

Der Kanton Zürich beschritt in der Entwicklung seines landwirtschaftlichen Bildungswesens einen andern Weg. Auch hier besteht, gleich wie im Kanton Bern, seit einem halben Jahrhundert als Zentralanstalt eine landwirtschaftliche Jahres- und Winterschule im Strickhof bei Zürich, seit einigen Jahren mit Filiale in Winterthur. Das Gesetz betreffend die Förderung der Landwirtschaft vom Jahre 1911 leitete, in der an und für sich guten Absicht, dem vermehrten Bildungsbedürfnis der bäuer-

lichen Jungmannschaft entgegenzukommen, eine Entwicklung ein, die bis heute nicht befriedigt hat. In rascher Folge erstand eine ganze Anzahl kleiner landwirtschaftlicher Winterschulen im Kanton herum (in Wetzikon, Stäfa, Affoltern a. A., Wädenswil, Bülach). Die heutige Landwirtschaftslehre verlangt Spezialisierung der Lehrkräfte; an diesen Schulen, wo nur ein Berufslehrer wirkt, kann eine solche nicht durchgeführt werden. Auch fehlt es am nötigen Anschauungsmaterial, um namentlich den Unterricht in den so wichtigen vorbereitenden Fächern fruchtbar zu gestalten. Eine Systemänderung, hervorgerufen durch eine Revision des Landwirtschaftsgesetzes von 1911, dürfte an Stelle der vielen kleinen Winterschulen eine beschränkte Anzahl selbständiger, gut ausgerüsteter Winterschulen, welche neben der Zentralanstalt im Strickhof den vermehrten Bedürfnissen nach beruflicher Bildung zu genügen vermögen, treten lassen.

Daß die fachliche Ausbildung auch dem weiblichen landwirtschaftlichen Nachwuchse zugutekomme, versteht sich nach dem Vorangegangenen von selbst. Nicht umsonst ist denn auch aus weiten Kreisen der Ruf nach Schaffung von Haushaltungsschulen unter Berücksichtigung bäuerlicher Verhältnisse und bäuerlicher Bedürfnisse ergangen. Durch private Initiative und Gemeinnützigkeit ist bereits eine erste ländliche Haushaltungsschule für zürcherische Verhältnisse in Uster gegründet worden. An diese Gründung soll sich die Schaffung staatlicher Schulen in Verbindung mit der Errichtung von Winterschulen für Bauernsöhne anschliessen. Die Verbindung ist so gedacht, daß die Schule im Winter der Ausbildung der Bauernsöhne, im Sommer der Bauerntöchter zu dienen habe. Damit kommt in diese Anstalten ein kontinuierlicher Betrieb, die Lehrkräfte und das Unterrichtsmaterial werden voll ausgenutzt. Eine reiche Ausstattung der Institute ist in diesem Falle mehr als gerechtfertigt. Die landwirtschaftlichen Jahresschulen werden ihre besondere Bedeutung als wichtiges Bindeglied von Land und Stadt auch inskünftig beibehalten. Der Stadtjüngling, welcher sich für den landwirtschaftlichen Beruf entschlossen hat, wird sich der Jahresschule, auch wenn er vorher eine landwirtschaftliche Lehre bei einem tüchtigen Landwirt durchgemacht hat, nicht entraten können. Die Jahresschule bietet dem weniger gewandten Praktiker Gelegenheit, seine theoreti-

schen Kenntnisse in einer längeren Zeitdauer und in steter Verbindung mit der Praxis zu erweitern.

Ganz besonders wichtig ist es, daß der nicht landwirtschaftliche Nachwuchs eine gute praktische Vorbereitung erfahre. Heute steht es hier noch schlimm. Ein Stadtjunge hat einige schöne Ferientage auf dem Lande verlebt und entschließt sich, Landwirt zu werden. Auf dem ersten besten Betriebe hält er sich ein halbes Jahr auf, oft gar nur über Winter, will nachher die landwirtschaftliche Schule besuchen, um dann fertiger Berufsmann zu sein. Solche Schnellbleiche taugt nichts. Wer nicht von Jugend auf in den landwirtschaftlichen Arbeiten mit dabei gewesen ist, braucht später zur gehörigen Einführung mindestens zwei Erntejahre. Und die Einführung geschehe auf gut geleiteten Landgütern, nicht zu großen, damit der Neuling auch mit den einzelnen Arbeiten vertraut werde und von dem Betriebsganzen bald eine zuverlässige Übersicht gewinne !

Fordern wir für die Bauernjungen tüchtig genutzte Wanderjahre, so tun wir das noch nachdrücklicher für die Berufszugewanderten. Und der großen Gefahr, die diesen jungen Leuten winkt, sollen sie geflissentlich ausweichen, der Gefahr nämlich, daß sie es auf «ringe» Stellungen absehen. Die Erkenntnis, daß der landwirtschaftliche Beruf schwerer ist, als sie sich früher vorgestellt hatten, kommt in solchen Fällen zu spät und führt zu Enttäuschungen. Neulinge, denen die landwirtschaftliche Arbeit dauernd hart vorkommt, tun besser, die Hand frühzeitig vom Spiele zu lassen, als daß sie sich mit Seufzen durch die schweren Jahre hindurchringen, in dem Glauben, es dann später in einer Vorgesetzten-Stellung besser zu haben. Solche Leute geben nie rechte Landwirte.

Zur praktischen Ausbildung kommt dann ebenfalls noch die schulmäßige hinzu. Sie darf besonders hier unter keinen Umständen eine «Schnellbleiche» sein, auch in dem Falle nicht, wo die Leute sich erst in der reiferen Jugend zum landwirtschaftlichen Berufe entschließen. Sind doch die Berufszugewanderten vielfach darauf angewiesen, ihr späteres Arbeitsfeld im Auslande suchen zu müssen ! Es ist kein heimischer Betrieb da, wo sie ihre Blößen verdecken könnten. Im Konkurrenzkampf muß sich ihre Tüchtigkeit erweisen.

Der Betätigung der ehemaligen Landwirtschaftsschüler gilt überhaupt noch ein besonderes Wort. Einfach liegt der Fall dann, wenn der junge Mann auf ein väterliches Gewerbe heimkehren kann. Da ist ihm die Möglichkeit geboten, sofern er das richtig anpackt und man ihn mit dem nötigen Verständnis gewähren läßt, seine Kenntnisse praktisch zu verwerten.

Nun haben aber nicht alle fachgebildeten jungen Landwirte die Möglichkeit, sich so ideal zu betätigen. Und der Landwirtschaftsbetrieb ist noch nicht so ausgebaut, wie es wünschbar wäre. Heute gestalten sich daher die Verhältnisse praktisch noch so, daß viele ehemalige Landwirtschaftsschüler entweder eine unbefriedigende Tätigkeit als Bauernknechte antreten, oder auswandern müssen. In der Regel ziehen sie das letztere vor. Das ist nun nicht das, was die landwirtschaftliche Schule will. Gute Kräfte gehen dem Lande verloren, und die Arbeiterverhältnisse auf dem Lande verschlechtern sich, anstatt daß sie verbessert werden. Gar mancher junge Mann, der ohne Fachschulbesuch frischweg als Bauernknecht sich sein Auskommen gesucht hat, ist nach dem Besuch der landwirtschaftlichen Schule nicht mehr dafür zu haben. Vielfach ist Einbildung mit im Spiele. Tüchtig genutzte Dienstbotenjahre hätten aus ihm einen guten Berufsmann werden lassen, wo er sonst ein nichtstauender Stümper bleibt.

Im ganzen zeigen die Verhältnisse aber, daß die große Verallgemeinerung der landwirtschaftlichen Schulbildung erst Wert gewinnt, wenn damit die Ausgestaltung unserer Landwirtschaftsbetriebe Hand in Hand geht. Wenn Landgüter geschaffen werden, die nicht nur berufsgebildete Besitzer erheischen, sondern auch tüchtigen Angestellten ein dankbares Arbeitsfeld gewähren, wo sie ihre Fähigkeiten erschöpfen können. Die Gegenwart zeigt in dieser Umgestaltung der Bodenkultur beachtenswerte Anfänge. So in der Schaffung von Landwirtschaftsbetrieben durch industrielle Unternehmungen auf meliorierten Ländereien, wo auch die tüchtigsten Leute mehr als genug zu tun haben. Es steht zu hoffen, daß recht viele ehemalige Landwirtschaftsschüler auf diese Weise in der Heimat eine Lebensarbeit finden können, ebenso wie auf vielen umgestalteten Betrieben von Berufslandwirten. Sonst bleibt die Verallgemeinerung der landwirtschaftlichen Schulbildung eine fragwürdige Sache.

Allerdings ist die Auswanderung vieler junger Landwirte volkswirtschaftlich nicht eine so schädliche Erscheinung, wie man auf den ersten Blick glaubt. Tüchtige Pionierarbeit von Schweizern im Auslande erwies sich für unser Land selbst noch immer, wenn auch nur von mittelbarem Nutzen. Jedenfalls sollen die erwähnten Umstände nicht davon abhalten, möglichst viele junge Leute, sofern sie nur tüchtig sind, dem landwirtschaftlichen Berufe zuzuführen. Aber tüchtig sollen sie sein, sonst vergrößern wir das Übel, das wir schon in andern Berufsgruppen unseres Landes beobachten: ein Haufen gelehrter junger Leute, die sich für einfache praktische Betätigung zu erhaben fühlen, und für wirkliche Qualitätsarbeit nichts taugen.

Im ganzen zeigen jedenfalls die vorangegangenen Betrachtungen, daß die landwirtschaftliche Berufsberatung eine überaus wichtige Aufgabe zu erfüllen hat. In seiner Tätigkeit als Leiter der Stellenvermittlung des Vereins ehemaliger Schüler des Strickhofes hat der Verfasser reichlich Gelegenheit gehabt zu erfahren, daß es fast ebenso wertvoll ist, die angehenden Landwirte vor dem Schulbesuch auf die zweckmäßigsten Formen des landwirtschaftlichen Lehrganges aufmerksam zu machen, wie den Absolventen der landwirtschaftlichen Schulen geeignete Stellen zu vermitteln. Mancher junge Mann konnte dabei von einem unbedachten Schritte abgehalten werden. Es ist notwendig, daß die als richtig erkannten Grundsätze der landwirtschaftlichen Berufsbildung zum Gemeingut werden, damit jeder Vater und jeder Lehrer der Volksschule diese Berufsberatung ausüben können.

Die Maßnahmen zur Heranbildung eines reichlicheren und besseren landwirtschaftlichen Nachwuchses als bisher, lassen sich wie folgt zusammenfassen:

1. Für die landwirtschaftliche Bevölkerung, Bauern wie Dienstboten, sind dauernd auskömmliche Existenzbedingungen zu schaffen. Das ist die Hauptsache.
2. Eine weitgreifende Innenkolonisation soll die Grundlage für eine vermehrte landwirtschaftliche Betätigung geben.

3. Die Landwirte müssen ihre eigenen Nachkommen, wo immer es die Verhältnisse gestatten und wo irgendwie Neigung dafür vorhanden ist, für den angestammten Beruf heranziehen.
4. Die landwirtschaftliche Jungmannschaft erfahre eine durchgreifende berufliche Vorbereitung und zwar zunächst durch eine systematische Lehre zu Hause, dann durch gut genutzte Wanderjahre in Gebieten mit fortgeschrittener Bodenkultur, schließlich durch den Besuch gut organisierter und geleiteter Fachschulen!
5. Viel vermag die allgemeine Volksschule zur Förderung des landwirtschaftlichen Nachwuchses. Sie kann durch einen fruchtbaren Anschauungsunterricht in der Jugend die Liebe für den Bauernberuf erwecken, Grundlagen schaffen für das Verständnis der nahrungsschaffenden Bodenkultur überhaupt.
6. Der Zuzug zum Landwirtschaftsberuf aus nichtlandwirtschaftlichen Kreisen erfahre weise Förderung! Die Freude der städtischen Jugend am Landleben allein tut's nicht. Wer von ihr zur Scholle zurück will, muß mehrere Jahre lang in tüchtiger Praxis zubringen und sich nachher durch die Fachschule ganz auf den Beruf vorbereiten. Scharfe Auslese unter dieser Jungmannschaft tut angesichts der Schwere des Berufes not.
7. Dadurch, daß man die Bodenkultur mehr als bisher zum Allgemeingut des Volkes macht, wird mächtig zur Lösung der Frage des landwirtschaftlichen Nachwuchses beigetragen. Gartenbau der Städter, industrielle Landwirtschaft, Gründung städtischer Wohnkolonien auf dem Lande, alle diese Vorkehrungen mehren die Zahl der schaffenden Hände, heben die Nahrungsmittelerzeugung und bringen den naturentfremdeten Menschen wieder mit der Scholle in Verbindung.

Das Problem des landwirtschaftlichen Nachwuchses greift weit und tief. Die Landflucht einerseits und der Zug von der Stadt zum Lande andererseits sind Bewegungen, denen man nicht tatenlos zusehen darf, sondern die mit starker Hand in die volkswirtschaftlich zweckmäßigen Bahnen geleitet werden

müssen. Zu lange hat man der Entvölkerung des platten Landes müßig zugeschaut, die Verkümmern der Selbstversorgungswirtschaft und die Entkräftung der Menschen durch das modegewordene Stadtleben brachte männiglich erst wieder zur Besinnung. Man vergesse nicht, daß der Boden es ist, der letzten Endes dem Körper und Geist die nötigen Kräfte gibt! Von seiner bessern Pflege können wir daher in erster Linie eine Gesundung unserer Volkswirtschaft erwarten. Die Besserung des landwirtschaftlichen Nachwuchses ist ein erster Schritt auf diesem Wege; sie ist ein dringliches Problem der Gegenwart.

Ertüchtigung und Hebung des schweizerischen Gewerbestandes.

Von † J. BIEFER, kant. Gewerbesekretär.

Die bestehenden Verhältnisse zeigen immer deutlicher, daß im Konkurrenzkampf der Staaten auf den Arbeitsgebieten nur die bestehen können, die das Beste leisten. Für die Schweiz, rings umgeben von Ländern, die von der Natur begünstigt sind, ist es Pflicht der Selbsterhaltung, ein gewissenhaft und sorgfältig arbeitendes Volk heranzuziehen. Sie bedarf mehr als andere Staaten Qualitätsarbeiter. Um diese heranzubilden, muß die Berufslehre nach der praktischen und theoretischen Seite hin gut sein. Die störenden Einflüsse von außen müssen fern gehalten und unser Volk mehr aufgeklärt werden über die Notwendigkeit der Herbeiführung der wirtschaftlichen Selbständigkeit der Schweiz. Ungesäumt sind ferner die gesetzlichen Maßnahmen, die eine Besserung herbeizuführen imstande sind, in Angriff zu nehmen und rasch durchzuführen.

Mängel und Hemmungen der wirtschaftlichen Selbständigkeit.

1. Mißachtung der Handarbeit.

Viele unserer jungen Leute wollen möglichst mühelos recht bald viel Geld verdienen. Daher der Zug so vieler vom Land in die Stadt, wo sie ihr Ziel am ehesten zu erreichen glauben. Die Handarbeit wird mißachtet. Eine Folge ist die Flucht aus Landwirtschaft und Handwerk in kaufmännische und öffentliche Bureaux.

Wie falsch ist die vorgefaßte Meinung vor der Mühseligkeit der Handarbeit! Die Arbeit des Handwerkers ist nicht so mühsam, wie viele junge Leute und ihre Eltern es sich vorstellen. Die gröbste Handarbeit wird heute meist von Maschinen verrichtet. Vom Arbeiter wird in vorderster Linie Handfertigkeit, Geschicklichkeit, Genauigkeit und berufliches Wissen verlangt.

Die Handarbeit erscheint manchem eintönig und langweilig; darum ziehen viele solche Stellen vor, die mehr Abwechslung und Bewegungsfreiheit gestatten als das Handwerk; sie werden Ausläufer, Schenkburschen, Portiers oder Handlanger. Diesem Vorurteil ist entgegenzuhalten, daß jeder gelernte Beruf Befriedigung gewährt, wenn er richtig ausgeübt wird. Langweilig ist die Arbeit nur für den, der faul oder unfähig ist, die ihm überbundene Arbeit gut auszuführen.

Viele Handwerke werden gescheut, weil sie schmutzig seien. Maurer, Gipser, Hafner, Ofensetzer, Gießer bekommen bei ihrer Arbeit allerdings schmutzige Hände und Kleider; aber dessenungeachtet ist ihre Arbeit ehrbar und sichert ein Auskommen. Gute Arbeiter dieser Berufe erhalten hohe Arbeitslöhne und weil ihre Erzeugnisse wertvoll sind, verschafft die Ausführung Arbeitsfreude.

In andern Berufen klagen die Meister mit Recht darüber, daß sie meist nur minderwertige Leute in die Lehre erhalten. Das ist der Fall bei den Schneidern, Schuhmachern, Korbmachern, manchmal auch bei Buchbindern, Coiffeuren, Gärtnern.

Mangel an einheimischen Lehrlingen und Arbeitern besteht bei den Küfern, Dachdeckern, Metzgern und Kupferschmieden.

Von den Eltern wird oft zu wenig beachtet, welch hohen erzieherischen Wert die Berufslehre hat. Der Lehrling lernt genau und zuverlässig arbeiten und die Zeit gut ausnutzen. Die Lehre schützt den jungen Menschen in den entscheidenden Lebensjahren durch das feste Anstellungsverhältnis, und die beständige Aufsicht bewahrt viel eher vor Entgleisungen, als das der Fall ist bei den jugendlichen Berufslosen, die den überall lauernnden Gefahren so leicht erliegen.

2. Rückgang der Arbeitskräfte in einzelnen Zweigen der Gewerbe.

Der Rückgang der Zahl der einheimischen Arbeiter in verschiedenen Zweigen der Gewerbe ist auf verschiedene Ursachen zurückzuführen: auf die Verdrängung vieler Gewerbe durch den Großbetrieb, auf die Scheu vor der Handarbeit überhaupt, die Vorurteile gegenüber gewissen Berufen und die Vernachlässigung der Handarbeit in der Volksschule.

Das Handwerk ist durch den Großbetrieb eingeengt worden, und mancher Beruf ist ganz verschwunden. Aber immer noch herrscht vielfach der handwerksmäßige Betrieb vor. Und wenn

auch einzelne Handwerke ganz verschwunden oder zum Teil durch die Großbetriebe verdrängt worden sind, so ist doch der Aufsaugeprozeß des Kleingewerbes bei uns in der Schweiz nicht so vorgeschritten wie in andern Ländern, weil der Großproduktion der Massenabsatz im Inland fehlt. Ferner sind in den letzten Jahrzehnten neue Berufsarten entstanden, die für die verschwundenen wenigstens zum Teil einen Ersatz bilden. Das Handwerk ist heute noch lebenskräftig. Es liegt im Interesse des Ganzen, daß es erhalten bleibt; denn ein gesunder Mittelstand ist die notwendige Grundlage eines jeden Staatswesens.

Damit das Handwerk bestehen bleibt und gesundet, müssen ihm mehr einheimische tüchtige Kräfte zugeführt werden. Die letzte eidgenössische Betriebszählung zeigt, daß die Anzahl der Lehrlinge in der Schweiz viel zu gering ist. Nur je der siebente Betrieb hält Lehrlinge, und auf 100 in Industrie und Gewerbe beschäftigte Personen trifft es nur 4,7 gewerbliche und kaufmännische Lehrlinge, während es erfahrungsgemäß 14 sein sollten. Damit dieses Verhältnis erreicht würde, müßten statt der gezählten 30 000 Lehrlinge deren 84 000 vorhanden sein. Bei diesem großen Ausfall muß man sich nicht wundern, daß die Schweiz infolge des viel zu geringen gewerblichen Nachwuchses mit ausländischen Arbeitern überschwemmt ist.

3. Die wirtschaftliche Überfremdung und ihre Folgen.

Die Überfremdung der Schweiz mahnt ernstlich zum Aufsehen. Sie ist bereits so weit gediehen, daß sie eine eigentliche Bedrohung unseres Landes bedeutet, nicht nur in wirtschaftlicher, sondern auch in politischer Hinsicht.

Die nachfolgende Tabelle stellt das unheimliche Anwachsen der Zahl der Ausländer in den letzten 60 Jahren dar.

Jahr	Gesamtzahl	davon Ausländer	Prozent
	der Wohnbevölkerung der Schweiz (rund)	Gesamtzahl (rund)	
1850	2 393 000	72 000	3
1860	2 510 000	115 000	4
1870	2 669 000	151 000	6
1880	2 846 000	211 000	7
1888	2 918 000	230 000	8
1900	3 315 000	383 000	12
1910	3 753 000	552 000	15

Von den 552 000 Ausländern, die im Jahre 1910 in der Schweiz gezählt wurden, sind 506 000 Berufsangehörige, das heißt im Beruf Tätige und durch sie Ernährte; sie erreichen die hohe Zahl von 15 % der gesamten schweizerischen Bevölkerung.

Wenn man nur die eigentlich Berufstätigen ohne die von ihnen ernährten Frauen, Kinder usw. in Betracht zieht, so ergibt sich für das Jahr 1910 folgendes Verhältnis:

Gesamtzahl der Berufstätigen in der Schweiz	1 421 000
davon Ausländer	272 000

oder 19 % der im Berufe Tätigen. Von den Berufstätigen machen also die Ausländer beinahe einen Fünftel aus.

Noch ungünstiger wird das Verhältnis, wenn man die Gruppen Industrie und Handwerk für sich allein betrachtet. In diesen Gruppen waren bei uns im ganzen Berufstätige 626 000 davon Ausländer 189 000 oder nicht weniger als 30 %. Da die Zahl der Ausländer sich bis zum Kriegausbruch ständig vermehrte und zwar stärker als die der Einheimischen, so kann angenommen werden, daß im Jahre 1914 je der dritte in Industrie und Gewerbe Tätige ein Ausländer war. — Also waren von der gesamten schweizerischen Bevölkerung 15 % Ausländer, von allen in einem Berufe Tätigen 19 % und von den in Industrie und Gewerbe Beschäftigten 30 % Fremde.

Als Beispiel, wie erschreckend hoch die Zahl der Ausländer in vielen Berufen geworden ist, wählen wir die Stadt Zürich, für die die Ergebnisse der letzten schweizerischen Volkszählung vom städtischen statistischen Bureau verarbeitet vorliegen.

	Ausländer:		
	Meister %	Arbeiter %	Lehrlinge %
Schneider	67	84	75
Coiffeure	63	81	50
Schuhmacher	58	79	63
Photographen	53	38	45
Schreiner	50	67	47
Zimmerleute	49	56	75
Glaser	47	66	33
Bäcker	44	71	37
Maler	38	61	43

	Ausländer:		
	Meister	Arbeiter	Lehrlinge
	%	%	%
Sattler und Tapezierer . . .	38	56	28
Graveure und Ziseleure . . .	37	75	60
Gold- und Silberschmiede . .	37	68	—
Maurer	34	90	60
Spengler	26	54	36
Huf- und Wagenschmiede . .	23	56	—
Wagner	22	61	—
Gürtler	—	84	87

In den angeführten 17 Berufsarten stellt sich die Überfremdung wie folgt:

In der Stadt Zürich sind als Meister mehr Ausländer als Schweizer vorhanden bei 5 Handwerken; ausländische Arbeiter überwiegen in 16 Berufsarten, ausländische Lehrlinge bei 7 Berufsarten. Recht arg steht es in den Berufsarten, in denen die Meister, Arbeiter und Lehrlinge, also alle drei Klassen, mehr Ausländer als Schweizer aufweisen; das trifft zu bei 3 Berufsarten. Schlimm ist es auch bestellt, wenn zwei von den genannten Klassen mehr Fremde zählen; dazu gehören 5 Handwerke.

Nicht nur in der Industrie und im Gewerbe macht sich in der Schweiz die Überfremdung immer breiter, auch im Handel drängen sich die Ausländer stark vor. Hier sind gemäß letzter Volkszählung 15 % Fremde, wovon verhältnismäßig am meisten Reichsdeutsche.

Wie sehr die Schweiz überfremdet ist, zeigt ein Vergleich mit dem Auslande. Die gesamte Schweiz hat mit 15 % Fremden das Zehnfache des europäischen Durchschnittes; Frankreich hat nur 3,2 %, Belgien 2,8 %, Deutschland 1,3 und Italien 1 % Fremde.

4. Gründe der Überfremdung der Bevölkerung.

Der starke Strom der Einwanderung erklärt sich in erster Linie durch die offene Lage der Schweiz inmitten der vier Großstaaten. Bequeme Verkehrswege ermöglichen die rasche Invasion. Ein weiterer Grund ist die Übervölkerung des Heimatlandes, was besonders für Deutschland und Italien zutrifft.

Die große Überfremdung der Schweiz rührt ferner her von ihrer zunehmenden Industrialisierung. Nahezu 60 % ihrer Bevölkerung leben von Industrie, Handel und Verkehr; vor 50 Jahren waren es nur 44 %. Dazu kommt, daß in verschiedenen Berufszweigen ein Mangel an einheimischen tüchtigen Arbeitern herrscht. Im Baufache zum Beispiel ist die Schweiz fast ganz auf Italiener und Tiroler angewiesen. Auch in andern Berufsarten sind einheimische gelernte Arbeitskräfte in ganz ungenügender Zahl vorhanden, zum Beispiel Coiffeure, Schneider, Schuhmacher, Sattler, Schmiede, Wagner, Bäcker.

Der Zuzug der Fremden und die Zahl der dauernd in der Schweiz bleibenden Ausländer wird dadurch vermehrt, daß ihnen die Niederlassung bei uns äußerst leicht gemacht ist. Der Fremde erwirbt große Vorteile mit seiner Niederlassung, so daß er meist gar nicht darnach trachtet, schweizerischer Staatsbürger zu werden. Ein Recht, ihn zwangsweise einzubürgern, haben wir im Gegensatz zu vielen andern Ländern nicht. Die Vorteile, die die Schweiz dem Fremden bietet, wirken als Magnet und sind eine Hauptursache des großen Zuzuges vom Ausland her. Als solche sind besonders zu nennen: Die Schweiz gewährte von jeher ein weitgehendes Asylrecht. Der Fremde genießt bei uns politische Freiheiten, die im Heimatland bis dahin oft stark eingeschränkt waren. Er findet ferner für seine Kinder gute Schulen, vielfach bessere als in seiner ursprünglichen Heimat und dazu Unentgeltlichkeit des Unterrichts und der Lehrmittel. An Mittel- und Hochschulen sind die Schulgelder meist viel niedriger als im Ausland. Die Schweiz bietet ihm des weiteren bessere Arbeits- und Existenzbedingungen. Die Arbeitslöhne sind bei uns verhältnismäßig hoch; sie betragen oft das Doppelte von dem, was im Ausland bezahlt wird. Das trifft besonders für das Bau- und Textilgewerbe zu. Die Ausländer zahlen bei uns keine Armensteuer, obschon ihnen weitgehende Armenfürsorge zugute kommt und ebenso keine Militärsteuer. Die indirekten Steuern, die im Heimatland oft so schwer auf dem armen Volke lasten, sind in der Schweiz gering.

Unsere Sorge für notleidende Ausländer geht sehr weit. Die Guttätigkeit, die wir ihnen gegenüber üben, bildet einen eigentlichen Anreiz; sie zieht viele Ausländer in die Schweiz, wo man im Falle von Not, verursacht durch Krankheit, Unfall oder Arbeitslosigkeit wohl geborgen ist. Wie lohnt nun das Ausland

diese Fürsorge? Die Staatsverträge enthalten wohl Bestimmungen, daß im Auslande auch den Schweizern, die in Not geraten sind, eine ausreichende Hilfe gewährt werde. In Wirklichkeit nimmt der Staat dort sich selten der notleidenden Schweizer an. Unsere Landsleute sind im Ausland meist auf den Beistand der schweizerischen Konsulate und Hilfsgesellschaften angewiesen.

5. Folgen der Überfremdung der Bevölkerung.

In der Schweiz haben die fremden Bevölkerungselemente eine solche Stärke erlangt, daß darunter unsere wirtschaftliche und politische Selbständigkeit schwere Beeinträchtigung erleidet. Allerdings wäre es verwerflich, wollten wir uns nach außen abschließen und jedem Zufluß von außen wehren. Aber es ist höchste Zeit, daß wir alle Anstrengungen machen, den drohenden Schaden abzuwenden und gegen den Fremdenzustrom einen sichernden Damm zu errichten.

Unsere Behörden trafen bisher noch keine eingreifenden Maßnahmen, die Ausländerfrage wirksam zu lösen. Unser Volk ist noch zu wenig über die vorhandenen und stets wachsenden Gefahren aufgeklärt. Die wirtschaftliche, geistige, moralische Besitzergreifung wird, wenn wir uns nicht dagegen wehren, so vollständig werden, daß auch unsere politische Unabhängigkeit darüber verloren geht. Nicht unwesentlich ist, daß sich nicht nur immer mehr Fremde bei uns niederlassen, sondern daß das Volk Gefahr läuft, nach und nach an die fremde Denkungsart sich zu gewöhnen, daß die schweizerische Eigenart mehr und mehr verflacht. Dieser Prozeß greift am meisten in den großen Verkehrs- und Industriezentren um sich. Auf dem Lande hat sich das schweizerische Wesen, die urwüchsige Schweizerart eher rein erhalten. Es ist darum gut, wenn unsere Städte nicht zu groß werden, und wenn dafür gesorgt wird, daß ein großer Teil der in der Stadt Beschäftigten bis weit hinaus auf dem Lande wohnen kann und in Verbindung mit dem Landvolk bleibt.

Wenn nicht nach dem großen Kriege, bevor der Fremdenzustrom wieder mächtig anschwillt, durchgreifende Maßnahmen zur Abhilfe getroffen werden, so dürften uns die Ausländer über den Kopf wachsen. In zwanzig oder mehr Jahren wird die Zahl

der Fremden so groß sein, daß solche Maßregeln auf einen energischen Widerstand der dann wirtschaftlich übermächtig Gewordenen stoßen. Sie werden sich wohl einfach weigern, Schweizerbürger zu werden. Wenn die Überfremdung bei uns ungehindert weiter geht, so führt das zum Untergang unserer wirtschaftlichen und nationalen Selbständigkeit. Und mag auch die jetzige Generation das Unglück nicht mehr erleben, es trifft unsere Nachkommen, wenn wir heute unsere Pflicht versäumen.

6. Abwehr der Überfremdung der Bevölkerung.

Eines der wichtigsten Abwehrmittel liegt in der Einbürgerung der Fremden. Das ist eine nationale Angelegenheit; sie muß von Bundes wegen geordnet werden. In Betracht kommt die Zwangseinbürgerung und die freiwillige Einbürgerung. Zum erfolgreichen Ziele führt nur die Bestimmung, daß gewisse Kategorien von Ausländern von Gesetzes wegen und ohne Rücksicht auf ihren Willen als Schweizerbürger erklärt werden.

Es besteht in der Schweiz auch eine Überfremdung von Produkten, die in unserm eigenen Lande zum größten Teil selbst hergestellt werden könnten. Unsere Eigenproduktion sollte in erster Linie vermehrt werden; dann wäre ein größerer Inlandsabsatz gesichert. Daß die Schweiz eine ungewöhnlich große Kaufkraft hat, beweisen die Einfuhrziffern. Das Ausland hat das rascher erkannt, als wir selber. Wir werden von ausländischen sachkundigen Vertretern und Reisenden überschwemmt, während unsere Industrie und unser Handwerk, besonders das kunstgewerbliche, den einheimischen Markt vernachlässigt. Aber auch der schweizerische Konsument verhält sich viel zu gleichgültig und kauft gedankenlos fremde Erzeugnisse, statt die einheimischen zu bevorzugen. Durch bessere Berücksichtigung unseres eigenen Handwerker- und Gewerbestandes würden wir die Schweiz vom Auslande unabhängiger machen. Den Handwerkern und Kleinindustriellen käme es namentlich zugut, wenn die heimischen Produkte bevorzugt würden. Allerdings muß der Produzent selber dafür sorgen, sich ein größeres Absatzgebiet zu schaffen durch Erzeugung von Produkten, die vermöge ihrer Zweckmäßigkeit, Gediegenheit und nationalen Eigenart den fremden nicht nur ebenbürtig, sondern überlegen sind. Wenn wir zur besseren Berücksichtigung der einheimischen

Erzeugnisse einladen, so haben wir dazu ein volles Recht, und das Ausland darf uns deshalb nicht den Vorwurf fremdenfeindlicher Absichten machen. Das Ausland suchte sich bisher schon von der fremden Einfuhr möglichst unabhängig zu machen durch eine energische Entfaltung der eigenen produktiven Kräfte. Nach dem Kriege wird dieses Streben in noch weit größerem Maße zum Ausdruck kommen. Wir werden es sicher erleben, daß die Schweiz nicht nur von ausländischen Erzeugnissen überflutet, sondern daß ihr die Ausfuhr möglichst erschwert wird. Es bleibt nichts anderes übrig, als daß wir unsere eigene Produktion vermehren, um den Inlandmarkt gut versehen zu können, und daß wir das Schweizervolk veranlassen, die Erzeugnisse des eigenen Landes zu bevorzugen. Ein vermehrter Absatz ist leicht möglich, wenn die bestehende Produktion ausgebaut wird, wenn neue Produktionszweige eingeführt werden und wenn das Volk genügend aufgeklärt wird über die Notwendigkeit eines erhöhten Konsums eigener Produkte. Dafür einige Belege !

Im Baugewerbe wären gar manche Produkte, die vom Ausland bezogen werden, in der Schweiz erhältlich. Trotz der großen Zahl von Steinbrüchen und trotz des großen Reichtums unseres Landes an Steinmaterialien aller Art übersteigt die Einfuhr von fremdem Material die Ausfuhr unserer Gesteine um ein Mehrfaches. Kunsttöpferwaren wandern in großen Mengen für teures Geld aus dem Ausland in die Schweiz ein, obschon unsere einheimische Industrie, wie die letzten Ausstellungen zeigten, in der Keramik zum Teil wieder hoch entwickelt ist. Viele Möbel werden vom Auslande bezogen, die ebenso gut und ebenso schön und stilgerecht bei uns gemacht werden. Es ist Tatsache, daß Möbel aus Paris bezogen wurden, die in der Schweiz angefertigt worden waren. Es gibt bei uns immer noch Leute, denen es nicht wohl ist, wenn sie nicht etwas ausländisches kaufen und zeigen können. Das ist auch vielfach der Fall mit der Anschaffung der Herren- und Damenkonfektion. Viel verbreitet ist die irrige Ansicht, man sei bei uns nicht imstande, so Geschmackvolles herzustellen wie etwa in Paris, Berlin oder Wien.

Damit soll nicht behauptet werden, daß die Schweiz nicht fortwährend bestrebt sein müsse, die Qualität der Produkte zu steigern. Auch müssen unsere Produzenten es sich angelegen

sein lassen, wo sich ihnen Gelegenheit bietet, vom Ausland zu lernen, die Fortschritte des Auslandes in ihrem Arbeitsgebiet wachsam zu verfolgen. Nur dann werden die ausländischen Erzeugnisse mit Erfolg aus dem Felde geschlagen, wenn unsere Produkte jenen gleichwertig oder qualitativ überlegen sind.

Eine Veredlung und Verbesserung gewisser Industrien ist notwendig und zum Teil schon in die Wege geleitet worden; es sei nur an die Schnitzerei und Anfertigung keramischer Artikel erinnert! Eine ähnliche Wandlung zum Bessern vollzog sich auch in den graphischen Künsten, im Buchgewerbe und anderen. Aber noch sind nicht alle gewerblichen Kreise durchdrungen von dieser Überzeugung. Es bedarf vieler Anstrengung, bis das Vollkommene, Gediogene überall erreicht ist. Vor allem muß die Tüchtigkeit der Arbeiter gefördert werden.

Auch neue Industrien müssen eingeführt werden, damit die fremden Produkte zurückgedrängt werden können. So beziehen wir für schweres Geld Spielwaren vom Ausland; und doch gibt es bei uns genug Hände, die diese Dinge herstellen könnten. Das Gleiche gilt von der Spitzenklöppelei. Unsere Bevölkerung ist intelligent und geschickt; es fehlt nur an der Initiative, Verbesserungen und Neuschaffungen zum Durchbruch zu verhelfen. Dies ist umso nötiger, als in letzter Zeit sich die Bestrebungen verschiedener ausländischer Staaten mehren, ihre Arbeiten in der Schweiz zur Schau zu stellen. Das trifft namentlich zu mit kunstgewerblichen Erzeugnissen aller Art. Wenn auch eine beschränkte Zahl solch fremder Schaustellungen von Zeit zu Zeit zu begrüßen ist, weil sie anregend wirken, so liegen doch in den zahlreichen Veranstaltungen des Auslandes Gefahren für unsere gewerbliche Entwicklung. Um der ungesunden Überfremdung mit ausländischen Produkten sich zu erwehren, müssen wir unsere Leistungen dem Volke zeigen; wir müssen selbst Ausstellungen veranstalten. Solche Bestrebungen zur Förderung des Inlandsabsatzes haben keinen fremdenfeindlichen Charakter; sie gehen einzig aus berechtigter Sorge um das künftige Wohl unseres Vaterlandes hervor; sie wollen die schweizerischen Interessen mehr in den Vordergrund treten lassen und dazu beitragen, uns unabhängiger und selbständiger zu machen.

Hebung der beruflichen Ausbildung der schweizerischen Jugend nach dem Schulaustritt.

1. Förderung der Berufslehre.

Eines der wirksamsten Mittel zur Förderung der wirtschaftlichen Selbständigkeit der Schweiz ist die Ertüchtigung des schweizerischen Gewerbe- und Arbeiterstandes. Der ausländische Arbeiter und Angestellte ist im allgemeinen nicht besser qualifiziert als der Schweizer. Aber es gibt zahlreiche Ausnahmen. In einigen uns zunächst liegenden Staaten, aus denen sich viele Leute bei uns niederlassen, ist die berufliche Bildung sehr gut entwickelt. Diese Arbeiter und Angestellten bringen eine gute berufliche Ausbildung mit; sie bilden daher einen Großteil der fremden Arbeiter, die bei uns in solchen Betrieben beschäftigt sind, die qualifizierte Arbeit erfordern. Es gilt also vor allem, unseren gewerblichen Nachwuchs nicht nur ebenso tüchtig, sondern tüchtiger zu machen.

Die Berufslehre beim Handwerksmeister läßt vielerorts zu wünschen übrig. Die jungen Leute werden nur zu oft nicht gründlich in ihren Beruf eingeführt. Viele Meister betrachten ihre Lehrlinge nur als billige Arbeitskräfte und geben sich keine große Mühe, sie zu tüchtigen Arbeitern heranzuziehen. Es kommt nicht selten vor, daß in der ersten Hälfte der Lehrzeit die jungen Leute hauptsächlich zu Handlangerdiensten und häuslichen Arbeiten verwendet, statt ausschließlich beruflich beschäftigt werden. Den Lehrlingen verleidet dann der gewählte Beruf, und infolge der entstandenen Unlust wird nichts Rechtes aus ihnen. Der Meister, der sich seines Lehrlings nicht annimmt, hat selbst den größten Schaden. Würde er ihn vom Beginn der Lehrzeit an beruflich von Stufe zu Stufe führen, so hätte er sich in verhältnismäßig kurzer Zeit einen nützlichen Mitarbeiter herangezogen. Daß ungenügende Heranbildung zum Beruf im Handwerk vielfach vorkommt, zeigen die Resultate der Lehrlingsprüfungen.

Eines der wirksamsten Mittel, die Berufslehre besser zu gestalten, wäre die obligatorische Veranstaltung von Zwischenprüfungen. Damit könnte verhindert werden, daß ein Lehrling bis ans Ende seiner Lehrzeit vom Meister vernachlässigt wird. In den Gesetzen über die Berufslehre müßte ferner die Bestim-

mung enthalten sein, daß pflichtvergessenen Meistern das Recht, Lehrlinge zu halten, entzogen werden kann. Ein großer Übelstand besteht ferner darin, daß die geschickten jungen Leute sich vom Handwerk meist fernhalten und die Meister vorlieb nehmen müssen mit solchen, die zum voraus für den gewählten Beruf wenig geeignet sind. Daran sind meist die Eltern schuld, die die Anlagen ihrer Kinder überschätzen, es für eine Unehre für sie halten, ihr Brot mit der Hände Arbeit zu verdienen.

Es ist notwendig, daß möglichst viele Eltern dazu gebracht werden, ihren Kindern eine Handwerkslehre angedeihen zu lassen. Berufsberatungsstellen sollten überall geschaffen werden, an die sich die Eltern wenden könnten, wenn sie nicht wissen, was ihre aus der Schule entlassenen Kindern lernen sollten, für welchen Beruf sie sich am besten eignen. Ferner sollten Lehrlingsvermittlungen dafür sorgen, den Meistern geeignete junge Leute für die Berufslehre zuzuführen. — Als ein weiteres Mittel ist die Ausrichtung von Staatsbeiträgen zur Förderung der Berufslehre zu empfehlen. Viele Eltern lassen ihre Söhne und Töchter keinen bestimmten Beruf erlernen, weil ihnen dazu die Mittel fehlen; sie sind darauf angewiesen, daß ihre Kinder möglichst bald nach Erfüllung der Schulpflicht Geld verdienen und die Last der Haushaltung tragen helfen. Durch Gewährung einer staatlichen Unterstützung an die Auslagen für die Berufslehre würde wohl mancher Vater sich eher entschließen, seinen Sohn oder seine Tochter einen Beruf erlernen zu lassen. Der Staat sollte hier kräftig eingreifen. Für das Studium gelehrter Berufsarten werden an die Schüler der Mittelschulen und an Studierende der Hochschulen schon längst Beiträge in Form von Stipendien erteilt. Nur für die Erziehung tüchtiger Handwerker hatte der Staat bis jetzt kein Geld.

Die Fabriklehre ist auch nicht überall genügend. Viele kleinere und größere fabrikmäßige Betriebe machen ihre Lehrlinge nicht berufstüchtig. Es kommt vor, daß Fabriklehrlinge am Anfang ihrer Lehrzeit nur Handlangerarbeiten verrichten müssen, bei denen sie für ihren Beruf gar nichts lernen. In vielen Fabriken werden die Lehrlinge nicht systematisch für ihren Beruf herangebildet, sondern so bald als möglich zu Akkordarbeiten herangezogen, um dem Fabrikhaber durch Massenarbeit möglichst viel zu verdienen. Solche Leute werden keine qualifizierten Arbeiter.

Die schweizerische Industrie bildet eine ungenügende Anzahl von Lehrlingen aus. Mit Recht wird besonders darüber geklagt, daß Eisenbahnwerkstätten, staatliche und kommunale Betriebe sich der Lehrlingsausbildung nur selten annehmen und daß sie und die Transportanstalten dem Handwerk und der Industrie eine große Zahl gelernter Arbeiter entziehen.

Für Großbetriebe empfiehlt sich die Einrichtung besonderer Lehrlingswerkstätten. Sie bringen dem Lehrling und dem Betrieb Nutzen. Während ungefähr der ersten Hälfte der gesamten Lehrzeit würden den jungen Leuten in den Lehrlingswerkstätten von tüchtigen Meistern die handwerksmäßigen Fertigkeiten beigebracht; im zweiten Teil der Ausbildung müßten sie dann im Betriebe selbst beschäftigt werden, und es wäre wohl in der Hauptsache nur noch darauf zu achten, daß sie nicht von den ältern Arbeitern zum Beispiel durch Zuweisung von Massenakkordarbeit ausgenutzt, sondern mit möglichst verschiedenartigen Arbeiten beschäftigt würden, damit auch noch während dieser Zeit die Ausbildung ihren Fortgang nähme.

Als ein gutes Mittel zur Ertüchtigung des gewerblichen Nachwuchses ist schon längst die Einrichtung der Lehrlingsprüfungen erkannt worden. Von deren Durchführung auf dem ganzen Gebiet des Handwerks und der Industrie darf man sich einen erheblichen Nutzen versprechen. Erst 13 Kantone der Schweiz haben die Lehrlingsprüfung gesetzlich geregelt und als staatliche Organisation anerkannt. Nur von der Bundesgesetzgebung ist die allgemeine obligatorische Einführung der Prüfungen zu erhoffen. Daß diese Gesetzgebung gefördert werde, liegt im größten Interesse für Handwerk und Industrie.

2. Ausgestaltung der gewerblichen Fortbildungsschulen.

Eine wesentliche Förderung der Berufslehre könnte erzielt werden durch eine bessere Ausgestaltung der niederen beruflichen Bildungsanstalten. Die gewerbliche und industrielle Berufslehre ist hauptsächlich nach der theoretischen Seite hin unvollständig; es ist notwendig, daß sie durch die Schule ergänzt werde. Die Fortbildungsschule hat die berufliche Ausbildung zu fördern, indem sie die praktische Lehre nach der technischen und geschäftlichen Seite hin vervollständigt; es ist wünschenswert, daß sie ferner die gewerbliche Jugend zu tüchtigen Bürgern und Menschen erziehe. Da die Volksschule ihrer Natur nach all-

gemeine Bildung vermittelt, so fällt die Aufgabe der fachlichen Ausbildung den Fachschulen und den Fortbildungsschulen zu. Die Fortbildungsschule wird Berufsschule für die breite Masse der arbeitenden Bevölkerung, die oberste Bildungsgelegenheit für die Tausende, die weder eine höhere Schule, noch eine technische Mittelschule besuchen können. Die Erfahrungen führen dazu, daß man die allgemeine durch die beruflich gestaltete Fortbildungsschule und die freiwillige durch die Pflichtschule ersetzt. Einige Staaten haben uns im gewerblichen Fortbildungsschulwesen überflügelt. Wir müssen darnach trachten, nach ihrem Vorbilde die Berufslehre in der Schweiz nach der theoretischen Seite hin zu verbessern.

3. Mängel unseres gewerblichen Fortbildungsschulwesens.

Als Mängel, die unserem gewerblichen Fortbildungsschulwesen anhaften, sind hauptsächlich zu nennen:

a) In bloß 11 Kantonen besteht das Obligatorium des Besuches gewerblicher Fortbildungsschulen. Es besuchen also noch lange nicht alle jugendlichen Arbeiter die Anstalten, die sie beruflich nach der theoretischen Seite hin fördern sollten. Ein weiterer Mangel liegt darin, daß da, wo kantonale Fortbildungsschulgesetze bestehen, diese oft nur zum Besuch allgemeiner Fortbildungsschulen verpflichten, was für die gewerbliche Jugend absolut ungenügend ist. Alle Fortbildungsschulen sollten beruflich gestaltet sein und sich nach drei Richtungen hin unterscheiden! Es sollten besondere berufliche Schulen geschaffen werden: erstens für den Gewerbestand im engeren Sinne, also für das Handwerk und die Industrie, zweitens für den Handelsstand und drittens für den Bauernstand. Nur wenn die Schulen beruflich gestaltet sind, vermögen sie ihren Zweck zu erfüllen.

b) An mehr als der Hälfte der bestehenden schweizerischen gewerblichen Fortbildungsschulen ist die Unterrichtszeit zu kurz. In einigen umliegenden Staaten beträgt die Zahl der obligatorischen Stunden wöchentlich sieben bis zehn; der Unterricht dauert das ganze Jahr und während der ganzen Lehrzeit. In der Schweiz ist der Durchschnitt der Zahl der wöchentlichen Stunden bloß ungefähr fünf. Dazu kommt, daß von den im Jahre 1914/15 gezählten 344 gewerblichen Fortbildungsschulen 91 nur im Winter Unterricht hatten. An diesen Verhältnissen

ist teilweise die Meisterschaft schuld, die glaubt, ihre Lehrlinge seien nur für sie da, sie seien möglichst wenig lang für den Schulunterricht der Werkstattarbeit zu entziehen.

c) Einer der größten Übelstände ist die Verlegung des Unterrichts auf späte Abendstunden. Von den 344 gewerblichen Fortbildungsschulen hatte nicht die Hälfte allen Unterricht auf die Zeit vor 8 Uhr abends angesetzt. In den uns benachbarten Ländern dauert der obligatorische Unterricht höchstens bis 8 Uhr abends. Dort hat man längst eingesehen, daß nach dieser Zeit die Unterrichtserfolge nicht mehr befriedigend sind. Zu verwerfen ist ferner der Sonntagsunterricht. 60 schweizerische Fortbildungsschulen verlegen einen Teil des Unterrichts auf öffentliche Ruhetage. Nach angestrenzter Wochenarbeit sollte der Sonntag den jungen Leuten, die noch in der körperlichen Entwicklung begriffen sind, ganz freigegeben werden.

d) Unsere gewerblichen Fortbildungsschulen sind in der großen Mehrzahl zu wenig beruflich gestaltet. Der Unterrichtsstoff und dessen Behandlung muß besser gewählt und gestaltet werden und dem praktischen beruflichen Zweck der Schule entsprechen. Der Stoffwahl wird besonders in den Fächern der Geschäftskunde noch nicht in allen Schulen die nötige Aufmerksamkeit geschenkt. Es gibt ferner noch eine Reihe von Fortbildungsschulen, an denen das Fach der Vaterlandskunde gar nicht oder in unrichtiger Weise gelehrt wird. Diesem Mangel ist abzuhelpen, weil es für den Staat unumgänglich nötig ist, tüchtige Bürger zu haben. In erster Linie soll in der Schülerschaft das Interesse für das öffentliche und wirtschaftliche Leben in der Schweiz geweckt werden. Dabei sind nicht nur die Kenntnisse der politischen Einrichtungen unter Berücksichtigung der geschichtlichen Entwicklung zu vermitteln, sondern hauptsächlich die großen, wirtschaftlichen Fragen in den Interessenkreis der Schüler zu ziehen. Auf die Darlegungen des wirtschaftlichen Lebens der Schweiz und die Behandlung ihrer Beziehungen zum Ausland ist ein Hauptgewicht zu legen.

e) Die Qualität einer Schule hängt hauptsächlich vom Lehrer ab. Ohne tüchtige Lehrer keine befriedigenden Erfolge! Es ist deshalb vor allem nötig, für die gewerblichen Fortbildungsschulen gut vorgebildete Lehrer zu haben. Daran fehlt es in unseren schweizerischen Schulen zum größten Teil. Während in Nachbarstaaten die Gewerbeschulen besondere Lehrer im

Hauptamt haben, von denen eine weitgehende theoretische und praktische Vorbildung verlangt wird, sind an unseren Schulen verhältnismäßig wenige gewerblich besonders vorgebildete Lehrer tätig. Die überwiegende Zahl der Unterrichtenden sind entweder Volksschullehrer oder Techniker, die nur wenige Stunden in der Woche an den gewerblichen Fortbildungsschulen unterrichten und die naturgemäß in dieser oder jener Hinsicht, sachlich oder pädagogisch, der gewerblich-beruflichen Erfahrungen und Kenntnisse entbehren. Solange die Lehrerfrage für die gewerblichen Bildungsanstalten nicht in befriedigender Weise gelöst ist, hebt sich das Niveau dieser Bildungsstätten nicht in genügendem Maße.

4. Fabrikschulen und neues Fabrikgesetz.

Im Ausland werden große Anstrengungen gemacht, die theoretische Bildung der jugendlichen Fabrikarbeiter durch besondere Schulen, die dem Werk angegliedert sind, also durch Werk- oder Fabrikschulen zu heben. In der Schweiz bestehen nur wenige solche Schulen. Unsere Industrie wäre gewiß in der Lage, noch mehr Fabrikschulen ins Leben zu rufen und dadurch die berufliche Ausbildung ihrer Arbeiter zu heben. Denn diese Schulen haben vor den gewerblichen Fortbildungsschulen unbestreitbare Vorzüge. Selbstverständlich kann nicht jede Fabrik eine eigene Schule einrichten. Aber wo das Bedürfnis und die Möglichkeit vorliegen, sollten größere industrielle Unternehmungen die schulgemäße Unterweisung ihrer Lehrlinge und jugendlichen Arbeiter in eigenen Schulen vornehmen.

Im neuen Bundesgesetz betreffend die Arbeit in den Fabriken vom 18. Juni 1914 sind in den Art. 74—77 die Verhältnisse der Fabrikarbeit zur Schulzeit geregelt und im Obligationenrecht vom 30. März 1911 in Art. 337 Schutzvorschriften für die Lehrlinge aufgestellt. Die genannten Artikel enthalten solche Vorschriften nicht nur für Lehrlinge, sondern auch für junge Leute, die in keinem Lehrverhältnis stehen. Für die Lehrlinge werden in Zukunft die kantonalen Lehrlingsgesetze Gültigkeit haben, soweit sie den Vorschriften des Obligationenrechts und des Fabrikgesetzes nicht widersprechen. Es ist dafür gesorgt, daß der Lehrling das Recht hat, die vorhandenen Schulen zu besuchen. Der Lehrherr hat ihm ferner die durch

den Lehrplan der beruflichen Fortbildungsschulen festgesetzte Zeit freizugeben und auch Zeit zum Besuch obligatorischer Fachkurse einzuräumen. Schreiben die kantonalen Lehrlingsgesetze die Ablegung einer Lehrlingsprüfung vor, oder meldet sich der Lehrling freiwillig zu einer Prüfung, so hat ihm das Geschäft die dazu erforderliche Zeit freizugeben. Es hängt also in Zukunft nicht mehr vom guten Willen des Fabrikinhabers ab, ob der Lehrling die berufliche Fortbildungsschule und Fachkurse besuchen und die Lehrlingsprüfung am Schlusse der Lehrzeit ablegen darf. Damit ist für den Fabriklehrling das gleiche Recht geschaffen, das für den Gewerbelehrling in den Kantonen mit Lehrlingsgesetzen bereits besteht. Eine höchst bedauerliche Zwiespältigkeit wird so beseitigt.

Leider sind nun die genannten gesetzlichen Bestimmungen heute noch nicht in Kraft. Der Bundesrat hat der Kriegslage wegen zugewartet, das Gesetz als Ganzes rechtskräftig zu erklären. Es wäre dringend zu wünschen, daß die Bestimmungen der genannten Artikel, die zum Schutze und zur Förderung der Berufslehre in das neue Fabrikgesetz aufgenommen wurden und die eine Zierde desselben bilden, endlich verwirklicht würden. Sie bringen keine wesentliche Belastung der Fabrikinhaber und sollten endlich zur Ausführung kommen. Die Schweiz hat alle Ursache, bei Zeiten für eine Ertüchtigung des industriellen und gewerblichen Nachwuchses zu sorgen; sie muß sich rechtzeitig rüsten, um nach der Rückkehr normaler Zeiten, wenn der Konkurrenzkampf mit dem Ausland wahrscheinlich in verschärfter Weise einsetzt, nicht erdrückt zu werden.

5. Ertüchtigung der Arbeiter und Meister.

Weit mehr noch als bis anhin sollte getan werden für die Ertüchtigung der Arbeiter und Meister. Mit dem Abschluß der Berufslehre ist der Arbeiter noch lange nicht ausgelernt.

Die jungen Arbeiter und Meister sollten sich durch den Besuch von beruflichen Fortbildungskursen allseitig und gründlich ausbilden. Leider ist aber bei sehr vielen jungen Berufsangehörigen der Trieb nach weiterer Ausbildung nicht groß. Und doch ist in der Schweiz reichlich Gelegenheit, solche Kurse zu besuchen. Außer den temporären Kursen, Schöpfungen von Meister- oder Arbeiterverbänden, bestehen viele Lehrwerkstätten und Fachkurse, die nicht nur tüchtige Arbeiter in voll-

ständiger Lehre heranbilden, sondern auch gelernten Arbeitern und Meistern Gelegenheit bieten, sich auszubilden.

Um die gelernten Arbeiter und die selbständigen Handwerksleute in weit größerer Zahl zum Besuche solcher Kurse zu veranlassen, sollten sich die Behörden mehr als bis anhin dieser segensreichen Institutionen annehmen und den Teilnehmern ökonomische Erleichterungen verschaffen. Manchem Arbeiter und vielen jungen Meistern fällt es schwer, die bedeutenden Opfer, die der Besuch der Fortbildungskurse erfordert, zu erschwingen. Seit Ausbruch des Krieges sind die Bundesbeiträge an nicht ständige Kurse sistiert worden. Diese Sparmaßregel erscheint angesichts des großen wirtschaftlichen Nutzens, den diese Kurse haben, nicht angebracht. Der Bund ist in erster Linie berufen, zur Ertüchtigung des Gewerbestandes beizutragen.

6. Erlaß eines Bundesgesetzes betr. Berufslehre und Berufsbildung.

Die baldige Schaffung eines schweizerischen Bundesgesetzes über Berufslehre und Berufsbildung ist eine der dringendsten Forderungen, die man zur Bessergestaltung unseres Berufswesens stellen muß. Die unbefriedigenden Zustände im gewerblichen, im industriellen und kaufmännischen Lehrlingswesen haben in der Schweiz schon seit Jahrzehnten einer gesetzlichen Ordnung dieser Verhältnisse gerufen. Gegenwärtig bestehen in bloß etwas mehr als der Hälfte der Kantone Vorschriften über die Berufslehre. Ein großer Teil der in Industrie, Gewerbe und Handel beschäftigten Lehrlinge wird der Vorteile einer solchen Rechtsordnung nicht teilhaftig.

Die Beratung eines Bundesgesetzes betreffend Berufslehre und Berufsausbildung sollte deshalb von den Bundesbehörden sofort an die Hand genommen werden.

Das Ergebnis unserer Betrachtungen fassen wir wie folgt zusammen:

1. Als Mängel und Hemmungen der wirtschaftlichen Selbständigkeit auf gewerblichem Gebiet sind zu bezeichnen: Die Mißachtung der Handarbeit, der Rückgang der Arbeitskräfte in einzelnen Zweigen der Gewerbe, die Überfremdung der Bevölkerung und der Produkte, die ungenügende berufliche Ausbildung in Werkstatt und Schule und der Mangel gesetzlicher Bestimmungen.

2. Als Mittel, diese Übelstände zu heben, schlagen wir vor: Schaffung von Berufsberatungsstellen, die Zwangseinbürgerung gewisser Kategorien Fremder, Aufklärung zur besseren Berücksichtigung der einheimischen Produkte, Bessergestaltung der praktischen Berufslehre in Handwerk und Industrie, Erhöhung der Arbeiter und Meister, Ausgestaltung der gewerblichen Fortbildungsschulen und Verbesserung des Unterrichtes, Vermehrung der Fabrikschulen, Inkraftsetzung der Artikel 74—77 des neuen Fabrikgesetzes, baldige Schaffung eines Bundesgesetzes betreffend Berufslehre und Berufsbildung.

Wie ich ein tüchtiger Kaufmann werde!

Von ALBERT HOFAMMANN-KIENAST.

Der Kaufmann ist berufen, im wirtschaftlichen Leben eines Landes eine hervorragende Stellung einzunehmen, wenn er bei seinen Unternehmungen auf die Interessen der Allgemeinheit Rücksicht nimmt.

Als Vermittler zwischen Produzent und Konsument wird er sein Hauptaugenmerk darauf richten, im Inland und Ausland Verbindungen anzuknüpfen, um seinem Lande diejenigen Produkte zuzuwenden, die den Bedürfnissen der Bevölkerung dienen oder für den Betrieb der Industrien unentbehrlich sind, oder er wird für den Absatz der Erzeugnisse seines Landes sorgen. Je reger sich der Güteraustausch gestaltet, um so eher darf damit gerechnet werden, daß er regulierend auf die Preise wirkt, was nicht geschieht, wenn die Spekulation sich des Handels bemächtigt oder dieser durch behördliche Maßnahmen eingeschränkt oder lahmgelegt wird. Viele mußten während der langen Dauer des Krieges am eigenen Leibe erfahren, welche nachteiligen Folgen es hatte, daß der Kaufmann nicht mehr in gewohnter Weise seine Tätigkeit entfalten konnte, ja daß diese zum Teil durch recht schwerfällige und teure Verwaltungsapparate ausgeschaltet wurde. Der Initiative und Findigkeit des Kaufmanns war es zu allen Zeiten zu verdanken, daß ein Ausgleich zwischen Produktion und Absatz stattfinden konnte, der ermöglichte, den Überfluß des einen Landes dem andern nutzbar zu machen. Dadurch wurde erreicht, daß viele für den Lebensunterhalt unentbehrliche Dinge zu annehmbaren Preisen erhältlich waren und weite Schichten der Bevölkerung Arbeit und Verdienst fanden.

Das Ansehen eines Kaufmannes, der erfolgreich tätig ist, wird wachsen, wenn er nicht nur an seinen eigenen Vorteil denkt, sondern für die sozialen Fragen Verständnis bekundet und seine Ehre darin sucht, für das Wohl seiner Mitarbeiter in ausreichendem Maße zu sorgen.

Leider herrscht mancherorts eine unrichtige Auffassung über das Wirken des Kaufmannes, und die Bedeutung, die ein gut entwickelter Handelsstand für die Volkswirtschaft und die Wohlfahrt des Landes hat, wird vielfach verkannt und unterschätzt.

Die einen erblicken im Güteraustausch das beste Mittel, um Geld zu verdienen und sich all das kaufen zu können, was ihrem Herzen Freude macht. Andere sehen im Kaufmann den Reisenden, dem die ganze Welt offen steht und dem es eher als Vertretern anderer Berufsarten möglich ist, fremde Länder und Leute kennen zu lernen, sein Weltwissen zu bereichern und schwer mit Schätzen beladen in seine Heimat zurück-zukehren. Darf es da wundernehmen, wenn junge Leute durch phantasievolle Darstellungen des kaufmännischen Lebens oder durch Reiseschilderungen begeistert, sich diesem Beruf zuwenden wollen, ohne sich Rechenschaft darüber zu geben, ob sie das nötige Rüstzeug besitzen, um das Requisit eines «tüchtigen Kaufmanns» zu erlangen?

Im Folgenden soll versucht werden, in aller Kürze darzu-legen, welche Qualitäten vorhanden sein müssen, um dieses Ziel zu erreichen, und in welchem Maße Schule und Elternhaus dabei mitzuwirken haben.

Der Frage der Berufswahl kann heutzutage nicht zu viel Aufmerksamkeit geschenkt werden. Ihre richtige Lösung ist nicht nur für den Einzelnen, sondern auch für die Familie und das Volkwohl von allergrößter Bedeutung.

Fragen wir uns, was die Schule dazu beitragen kann und welche Anforderungen wir vom kaufmännischen Stand-punkt aus an sie stellen müssen, so ist zunächst zu sagen, daß sie als Vermittlerin einer guten Allgemeinbildung vor allem darauf Bedacht nehmen soll, die jungen Leute früh-zeitig an fleißiges und sorgfältiges Arbeiten zu gewöhnen. Bei der Verschiedenartigkeit der Erziehung, der persönlichen Anlagen und der geistigen und körperlichen Fähigkeiten der Schüler ist dies keine leichte Aufgabe. Wenn es der Lehrer versteht, den Unterricht anregend zu gestalten und die Kinder durch freundliche Behandlung an sich zu fesseln, damit sie in ihm nicht den gestrengen Magister, sondern den Helfer und Berater sehen, wird auch bei den schwächeren die Freude am

Lernen mächtig gefördert. In den leider oft allzustark besetzten Klassen sieht sich der Lehrer allerdings, trotz allem guten Willen, vielfach in die Unmöglichkeit versetzt, der Eigenart jedes einzelnen Schülers in dem Maße Rechnung zu tragen, wie er es gerne täte. Mit diesem Übelstande muß gerechnet werden; aber der gute Lehrer, der nicht nur unterrichten, sondern auch erziehen will, muß Mittel und Wege finden, um den Fleiß der Schüler nicht erlahmen zu lassen. Wenn die Eltern oder deren Stellvertreter das nötige Interesse für die Schule bekunden, die Kinder auf deren Bedeutung für das ganze Leben aufmerksam machen und sie zu fleißigem Lernen anspornen, wird es dem Lehrer gelingen, das vorgesteckte Ziel zu erreichen, und er wird die Genugtuung haben, daß jeder Schüler den größtmöglichen Nutzen aus dem Unterricht zieht. Eltern und Schüler werden ihm zeitlebens dafür dankbar sein.

Der Lehrer, der es sich angelegen sein läßt, die ihm anvertrauten Kinder individuell zu behandeln, weiß, daß er lebendige Wesen mit Verstand und Gemüt vor sich hat. Es wird ihm nicht allzu schwer fallen, ihren Charakter und ihre Anlagen kennen zu lernen, um herauszufinden, für welche Fächer sie am meisten Zuneigung, Verständnis und Eignung besitzen. Diejenigen unter ihnen, die sich dem kaufmännischen Berufe widmen wollen, sollten unbedingt über eine genügende Schulbildung verfügen, und dazu gehört als Mindestmaß, neben einer sechsklassigen Primarschule der dreijährige Besuch einer guten Sekundarschule oder einer ebenbürtigen Lehranstalt. Wer Gelegenheit hat, für seine theoretische Ausbildung ein Übriges tun zu können, wird mit Vorteil eine der öffentlichen Handelsschulen besuchen, wie sie in den verschiedenen Sprachgebieten unseres Landes vorhanden sind. Diese Lehranstalten, von denen einige sogenannte «Muster-Comptoirs» unterhalten, sind bestrebt, ihren Lehrplan den praktischen Bedürfnissen des Handels anzupassen. Leider kann dies nicht gesagt werden von vielen privaten Handelsschulen, die sich mit Unrecht diesen Titel beilegen, sich vorzüglich auf Reklame verstehen und versprechen, in kürzester Zeit aus einem unzufriedenen Berufsarbeiter einen brauchbaren kaufmännischen Angestellten zu machen. Bedauerlicherweise nützen alle Warnungen nichts, und es gibt immer wieder Leute, die sich durch verlockende Anpreisungen zu unglücklichen Experimen-

ten verleiten lassen. Die Enttäuschungen bleiben ihnen in der Regel nicht erspart. Nur zu bald müssen sie erkennen, daß sie wohl um ihr gutes Geld gebracht wurden, aber nicht imstande sind, eine einfache Bureaustelle zu versehen, weil ihnen für den kaufmännischen Beruf das solide Fundament fehlt, zu dem neben einer gründlichen Schulbildung vor allem aus eine gute praktische Berufslehre gehört.

Auch der bestgeleiteten Schulanstalt wird es nicht gelingen, den intelligenten und fleißigen Schüler zu einem praktischen Kaufmanne auszubilden. Denn die Erfahrung lehrt, daß die Praxis in irgend einem Berufe niemals durch die Theorie allein erworben werden kann. Die Schule wird sich daher darauf beschränken müssen, dem jungen Menschen dasjenige Maß von Bildung zu vermitteln, das er für sein späteres gutes Fortkommen notwendig hat. Je besser der angehende Kaufmann seinen Tornister mit Kenntnissen packt, um so ruhiger wird er die Reise in das unbekannte Land seiner Zukunftspläne antreten können.

Und was gehört nun alles zum unentbehrlichen Rüstzeug eines tüchtigen Kaufmanns, wenn er im Beruf Erfolg haben will? Mittelmäßig begabte Schüler sollten möglichst vom kaufmännischen Beruf ferngehalten werden, ganz besonders deswegen, weil sie nicht über eine genügende Auffassungsgabe verfügen, um sich rasch neuen Verhältnissen anzupassen, wie sie die Vielgestaltigkeit des Handels mit sich bringt. Aber auch die Freude am Lernen muß unbedingt vorhanden sein; denn vom Kaufmann von heute verlangt man nicht wenig. In erster Linie sollte er im schriftlichen und mündlichen Gebrauch seiner Muttersprache Tüchtiges zu leisten imstande sein, und daneben über gute Vorkenntnisse in wenigstens einer zweiten Hauptsprache verfügen. Gewandtheit und Sicherheit im Rechnen gehören ebenfalls zu den guten Ausweisen. Obwohl im kaufmännischen Verkehr die schriftliche Form fast durchwegs Anwendung findet, sollte nach unserem Empfinden dem Kopfrechnen da und dort vermehrte Aufmerksamkeit geschenkt werden. Es regt zum Denken an, fördert das Gedächtnis und, was besonders wichtig ist, es ermöglicht, sich rasch über die ungefähre Richtigkeit einer Lösung zu vergewissern. Von großer Bedeutung für den Kaufmann ist auch das Fach der Geographie. Im Unterricht sollte darauf Bedacht genommen werden, nicht nur die allgemeine

Beschaffenheit eines Landes, sondern auch dessen Produktions- und Verkehrsverhältnisse einläßlich zu behandeln. Denn es ist für den künftigen Handelsbeflissenen von größtem Interesse, zu erfahren, welche Erzeugnisse ein Land hervorbringt und welche Förderungs- und Verkehrsmittel ihm zur Verfügung stehen, um sie der Menschheit nutzbar zu machen. Daneben schadet es natürlich auch nichts, die Namen der hauptsächlichsten Provinzen und Städte, der Berge und Flüsse zu kennen, und zu vernehmen, wie ein Land verwaltet und regiert wird.

Auf die genaue und saubere Ausführung der schriftlichen Arbeiten, sowie auf die Pflege der Handschrift kann nie zu viel Sorgfalt verwendet werden. Eine schöne, geläufige Handschrift bildet für den Lehrling und nachherigen Angestellten eine ganz besondere Empfehlung. Wer in diesen Fächern ungenügende Leistungen aufweist, wird es im kaufmännischen Berufe selten auf eine befriedigende Stufe bringen.

Der Lehrer, der seine Schüler während Jahren zu beobachten Gelegenheit hatte und deren Vorzüge und Schwächen oft besser kennen und richtiger beurteilen wird, als die Eltern, wird sich ein Verdienst erwerben, wenn er den jungen Leuten bei der Berufswahl ratend und helfend zur Seite steht. Die Folgen einer verfehlten Berufswahl lassen sich später nur schwer korrigieren. Mancher, der im kaufmännischen Berufe nur ein notdürftiges Dasein fristet, hätte für einen anderen Beruf vielleicht eine natürliche Veranlagung besessen und es als Handwerker zu Selbständigkeit und Wohlhabenheit bringen können. Ein wohlmeinender Wink des Lehrers an den Schüler und seine Eltern würde manchmal genügen, um ihn auf den richtigen Weg zu weisen und ihn eine Karriere ergreifen zu sehen, die ihm Erfolg und damit Befriedigung bieten kann. Doch das muß zum Vorneherein betont werden, daß mit dem Austritt aus der Schule der Schulsack nicht verstauben darf, sondern daß gerade der junge Kaufmann auch nach seinem Eintritt in die praktische Berufstätigkeit an seiner theoretischen Ausbildung tüchtig weiterarbeiten muß. Für viele ist es geradezu ein Glück, daß sie durch Lehrlingsgesetze zum Besuche der kaufmännischen Fortbildungsschulen verpflichtet sind, die in fast allen größeren Ortschaften durch die Sektionen des Schweizerischen Kaufmännischen Vereins in vorzüglicher Weise geleitet werden. Bei der heutigen Arbeitsteilung und Spezia-

lisierung, insbesondere in kaufmännischen Großbetrieben, ist es sozusagen ausgeschlossen, daß dem Lehrlinge durch das Geschäft alle jene Kenntnisse beigebracht werden können, die ihm sein späteres Fortkommen erleichtern. Die kaufmännische Fortbildungsschule bildet die notwendige und richtige Ergänzung der Lehre, was vielen jungen Leuten allerdings erst später und manchmal leider zu spät zum Bewußtsein kommt.

Die ganze Erziehung eines angehenden Kaufmannes der Schule und dem Lehrgeschäfte überlassen zu wollen, wäre verkehrt. Viel, sehr viel kann auch das Elternhaus dazu beitragen, wenn im Familienleben auf die Charakterbildung des Sohnes alle Sorgfalt verwendet wird. Es treten an ihn oft allerlei Versuchungen heran, und um gegen sie geschützt zu sein, muß der junge Mann von allem Anfang an an treue Pflichterfüllung und strenge Rechtlichkeit gewöhnt werden. Sein Auftreten soll bescheiden, aber gediegen sein, und je einfacher ein junger Mensch erzogen wird, um so leichter wird er sich später in allen Lagen des Lebens zurechtfinden.

Da mit dem kaufmännischen Berufe viel Stubenluft verbunden ist, wird es von Vorteil sein, junge Leute von der Pflege eines gesunden Sportes, der den Körper stählt und widerstandsfähig macht, nicht abzuhalten. Der Sport darf aber nie die Hauptsache, sondern soll stets nur Hilfsmittel sein; denn sonst wird es zum Schaden der jungen Leute vorkommen, daß sie von der Arbeit abgelenkt und der Familie entfremdet werden und ihre Pflichten, die sie dem Elternhause und dem Geschäfte gegenüber haben, vernachlässigen.

Wo im Elternhause der Sinn für die idealen Güter des Lebens gepflegt, die Freude an der Natur, an Musik, Literatur und Kunst gefördert und erhalten wird, muß dem Kaufmann später wohl selten der Vorwurf gemacht werden, er habe nur Interesse und Verständnis für materielle Güter, er sei eine «Krämerseele».

Der Geist, der im Elternhause herrscht, und die Eindrücke, die er dort empfangen hat, werden den jungen Menschen im Leben draußen begleiten und mitbestimmend für seine Entwicklung sein.

Die Eltern oder Besorger sollen unbedingt darauf halten, daß vor Antritt der Berufslehre ein richtiger Lehrvertrag abgeschlossen wird.

Wer sich für mehrere Jahre binden muß, sollte über Rechte und Pflichten der Vertragsparteien genau unterrichtet sein. Der Lehrling muß Gewißheit haben, daß sein Arbeitgeber oder dessen Stellvertreter die Verpflichtung übernimmt, für seine tüchtige Ausbildung gemäß der vertraglichen Vereinbarung zu sorgen. Wenn dies nicht geschieht und der Lehrling, wie es bedauerlicherweise immer noch vorkommt, aus Eigennutz oder Gleichgültigkeit seiner Vorgesetzten während der Dauer seiner Lehrzeit nur zu untergeordneten Arbeiten verwendet wird, erwächst ihm ein unermesslicher Schaden, der nur schwer gutzumachen ist. Es ist daher sehr zu begrüßen, daß durch gesetzliche Erlasse, durch staatliche Kontrollorgane, Berufsberatungs- und Fürsorgestellen dem Lehrlingswesen vermehrte Beachtung geschenkt wird.

Ist die Lehrzeit zu Ende und vielleicht auch noch eine kaufmännische Lehrlingsprüfung mit gutem Ergebnis bestanden, so zieht es den jungen Kaufmann in die Ferne. Angeregt durch die mannigfachen Handelsbeziehungen mit dem Auslande, will er die heimatliche Scholle verlassen, um in fremdem Lande sein Glück zu suchen, die in Lehre und Schule erworbenen Kenntnisse zu bereichern und seinen Blick zu weiten. Leider sind die Zukunftspläne manches strebsamen jungen Schweizer-Kaufmanns durch den unheilvollen Weltkrieg vernichtet worden. Hoffentlich werden aber bald wieder Verhältnisse eintreten, die deren Verwirklichung ermöglichen werden.

Über den Nutzen eines Auslandsaufenthaltes läßt sich gar vieles sagen. Es sei hier nur auf einige wesentliche Punkte hingewiesen!

Soviel scheint festzustehen, daß der Konkurrenzkampf ungeahnte Dimensionen annehmen wird, und daß die Schweiz tüchtige Kräfte braucht, um bei den vielen natürlichen Schwierigkeiten den Wettbewerb mit den umliegenden Großstaaten aufnehmen und eine beachtenswerte Rolle spielen zu können. Sprachenkundige Schweizer Kaufleute waren im Auslande, namentlich wegen ihrer sorgfältigen Ausbildung in Geschäft und Schule stets gern gesehen und gesucht. Nun haben die langen Kriegsjahre allerdings große Änderungen gebracht. Die Grenzen der meisten Staaten waren geschlossen, und es ist nicht zu verkennen, daß speziell in Frankreich und England, wo der junge Schweizer Kaufmann sich mit Vorliebe seinen

ersten Schliff holte, große Anstrengungen gemacht werden, um den eigenen Landsleuten durch Errichtung von Kursen eine bessere kaufmännische und allgemeine Bildung zu verschaffen. Zu diesem Zwecke haben sich Komitees von einflußreichen Persönlichkeiten gebildet, die nicht zuletzt das Ziel verfolgen, möglichst alle Stellen mit Angehörigen des eigenen Landes zu besetzen, um auf diese Weise den Arbeitsmarkt von der ausländischen Konkurrenz freizuhalten. Nun ist in den genannten Ländern die bei uns übliche Lehre nicht bekannt. Die jungen Leute, die sich dem Handel widmen wollen, werden lediglich für eine bestimmte Beschäftigung im Betriebe herangebildet, und sie sind in der Regel auch in andern Abteilungen nicht verwendbar. Es wäre sehr zu bedauern, wenn der praktischen Ausbildung der Lehrlinge in unserem Lande infolge übertriebener Lohnansprüche nicht mehr die wünschenswerte Aufmerksamkeit geschenkt würde, oder wenn deshalb gute Firmen davon absehen würden, Lehrlinge auszubilden. Ansätze, wie sie im Lohnregulativ der zürcherischen Banken aufgestellt wurden, bedeuten eine Gefahr für das Lehrlingswesen. Die Folge dürfte sein, daß viele Banken keine Lehrlinge mehr aufnehmen werden. Aber auch die Absolventen kantonaler Handelsschulen, die sich für den Übertritt in die Praxis gerne an Banken wandten, dürften dort verschlossene Türen finden, weil die Bankleitungen sich schwerlich dazu verstehen werden, junge Leute ohne eine praktische Banklehrzeit in eine der unteren Gehaltsklassen einzureihen.

Die Verhältnisse im fremdsprachigen Ausland berechtigen glücklicherweise zu der Annahme, daß mit den bisherigen Gepflogenheiten bald gebrochen, oder Änderungen in der geschäftlichen Organisation eingeführt werden, die dem gut ausgebildeten, jungen Schweizer Kaufmann die Möglichkeit erneut verschaffen, mit den jungen Ausländern erfolgreich in Konkurrenz zu treten. Unzweifelhaft ist durch den Krieg und dessen Einwirkungen auf das wirtschaftliche Leben das nationale Empfinden in allen Ländern geweckt und mächtig gefördert worden. Dies könnte, wie schon erwähnt, bewirken, daß mehr als bis anhin darauf gehalten wird, für offene Stellen soviel als möglich einheimische Kräfte zu berücksichtigen. Wie es heute nach Beendigung des Krieges in den einzelnen Ländern aussieht und welche Lücken auszufüllen sind, bis die Betriebe wieder

für die Friedenswirtschaft eingerichtet sind, wird erst die nahe Zukunft lehren.

Wie soll sich nun der junge Kaufmann für den Auslandsaufenthalt vorbereiten und wie kann er seine Kenntnisse möglichst vorteilhaft verwerten? In erster Linie ist es notwendig, sich in der Sprache des Landes oder der Gegend, wohin er gehen will, tüchtig auszubilden. An Gelegenheit dazu fehlt es ihm nicht. Außer den Kursen in den kaufmännischen Vereinen stehen ihm gute Bücher und Zeitungen zur Verfügung, und auf größeren Plätzen wird es ihm möglich sein, sich im mündlichen Ausdruck zu üben, was von ganz besonderer Bedeutung ist, denn heute wird auf eine möglichst reine Aussprache großes Gewicht gelegt. Weil die deutsche Sprache durch den Krieg als Handelssprache an Bedeutung eingebüßt hat und in den Ländern der Entente fast ganz ausgeschaltet oder wenigstens für längere Zeit außer Kurs gesetzt ist, sollte der Deutschschweizer neben Französisch noch eine zweite Fremdsprache, zum Beispiel Englisch, Italienisch oder Spanisch, ordentlich beherrschen. Daneben wird als selbstverständlich vorausgesetzt, daß er auch in der Buchhaltung gute Dienste zu leisten vermag, und von ganz besonderem Vorteil wird es für ihn sein, wenn er in mehreren Sprachen geläufig stenographieren und flott maschinenschreiben kann. Viele jüngere Kaufleute messen der Stenographie bei weitem nicht die Bedeutung zu, die ihr bei der Stellenbewerbung, besonders im Auslande, zukommt.

Viel wird für die Zukunft des Kaufmannes davon abhängen, wie er seine Zeit im Auslande nützt, um tüchtig zu werden und auf Erfolg rechnen zu können. Folgende kurze Worte mögen als Leitsatz dienen:

«Bist Du in fremdem Land, so sollst Du Dich bequemen, des Landes Art und Sitte anzunehmen.»

Es genügt natürlich nicht, daß der Neuangekommene sich einen modernen Frack anschafft und sein Haupt mit einem eleganten Zylinderhut krönt, obwohl auf Kleidung und Wäsche, namentlich in Großstädten, viel Gewicht gelegt wird. Das Sprichwort «Kleider machen Leute» hat nur dann seine Berechtigung, wenn auch die Umgangsformen zu der Kleidung passen. Da im Ausland die meisten Anstellungen auf Vorstellung hin abgeschlossen werden, ist es natürlich von großer

Bedeutung, wie sich der Bewerber präsentiert. Nun ist zu sagen, daß es vielen unserer jungen Leute am Schliß fehlt, daß sie sich nicht leicht genug auszudrücken wissen und daß ihnen eine gewisse Schwerfälligkeit anhaftet, die bei dem Arbeitgeber leicht den Eindruck der Unsicherheit erwecken kann. Nirgends so sehr wie beim Kaufmann kommt es auf die Art und Weise an, wie man eine Sache anbietet. Wer über gute Kenntnisse verfügt, soll sich denn auch anstrengen, durch sicheres Auftreten wirksamen Eindruck zu machen. Kommt die Anstellung zustande, so handelt es sich darum, Augen und Ohren offen zu halten, um sich rasch in die neuen Verhältnisse einzuleben und durch zuverlässige Arbeit, pünktliche Pflichterfüllung und strenge Rechtlichkeit die Gunst und das Zutrauen der Vorgesetzten zu erwerben.

Wie üble Gewohnheiten gelegentlich zum besonderen Erkennungszeichen werden können, mag ein kleines Beispiel zeigen! Ein mir befreundeter Franzose behauptete, er könnte mit mir eine Wette eingehen, daß er meine Landsleute kenne. Als ich des Rätsels Lösung wissen wollte, gab er mir lachend zur Antwort, die Schweizer hätten immer die Hände in den Hosentaschen. Ich mußte ihm leider recht geben; denn in neun von zehn Fällen traf dies wirklich zu. Es scheint dies zwar nur eine kleine Äußerlichkeit zu sein; die Frage aber, ob es von Vorteil ist, sich durch eine üble Gewohnheit kenntlich zu machen, mag sich jeder selbst beantworten. Jedenfalls gehören die Hände nicht in die Taschen, wenn man sich dem Arbeitgeber vorstellt.

Auch auf etwas anderes ist noch aufmerksam zu machen. So sehr es zu begrüßen ist, wenn der Schweizer im Auslande vaterländische Gesinnung hegt und pflegt — an Gelegenheit dazu wird es meistens nicht fehlen — so sehr ist es zu verurteilen, wenn er, wie es leider nur zu oft vorkommt, ausschließlich die Schweizergesellschaft aufsucht, um dort mit Vorliebe der Pflege des schweizerischen Nationalspieles — dem Jaß — den größten Teil seiner freien Zeit zu opfern. Ich habe Landsleute kennen gelernt, die jahrelang im Auslande lebten, aber nicht imstande waren, eine einfache Korrespondenz selbständig und korrekt zu erledigen, und wenn sie den Mund auf-taten, merkte man ihnen beim ersten Wort den Ausländer an.

Wer im Auslande vorwärts kommen will, muß Tüchtiges leisten können; denn Halbheit genügt heute weniger als je. Jeder sollte es in der Fremdsprache zu einer gewissen Vollkommenheit bringen; dies ist aber nicht möglich, wenn er seine Gedanken zuerst übersetzen muß, sondern er muß in der fremden Sprache denken können. Daneben darf er aber nicht versäumen, neben der beruflichen Ausbildung auch der Allgemeinbildung alle Aufmerksamkeit zu schenken. Er kann sein Wissen bereichern — und er wird von dieser Belastung keinen krummen Rücken bekommen — durch den Besuch der öffentlichen Sammlungen, die in allen größeren Städten zu finden sind, durch das Lesen guter Bücher und gut geschriebener Leitartikel der Tagesblätter, durch den Besuch von Vorträgen und Theatern und, last but not least, durch die Pflege der Freundschaft mit Einheimischen. Wer dies tut, wird sich nicht vergeblich bemühen, sondern er wird einen bleibenden Gewinn davontragen. Wenn der so geschulte junge Kaufmann dann mehr und Besseres zu leisten vermag, als viele seiner gleichgültig dahinlebenden Kollegen, wird die Anerkennung seiner Dienste und die Beförderung im Geschäft nicht ausbleiben.

Daß es den Schweizer deutscher Zunge weniger nach Deutschland oder Österreich zieht, bedarf keiner weiteren Erklärung. Dagegen wäre es schade, wenn unsere welschen Mitbürger durch eine allzu einseitige Stellungnahme diese großen Gebiete mit ihrer reichen Industrie und ihrem hochentwickelten Handel ignorieren würden. Die Balkanstaaten und Rußland haben auf den jungen Schweizer Kaufmann bis jetzt keine so große Anziehungskraft ausgeübt wie andere Länder. Dies dürfte sich aber ändern, wenn dort einmal die inneren Wirren aufhören, Gesetz und Ordnung zu ihrem Rechte kommen und die gewaltsam abgebrochenen Handelsbeziehungen wieder aufgenommen werden können. Dem unternehmungslustigen Kaufmann dürfte sich in diesen großen, an Bodenschätzen aller Art reichen Ländern ein ersprießliches Tätigkeitsgebiet eröffnen. Es klingt fast unglaublich, daß in einer Stadt wie Zürich, der Kaufmännische Verein seit Jahren, also schon vor dem Kriege, nicht in die Lage kam, Kurse in Russisch einzurichten zu müssen. Die Schwierigkeiten der Sprache sollten für einen strebsamen Kaufmann kein Hindernis bilden; denn

wer in Rußland vorwärtskommen oder sich dort selbständig machen will, muß die Umgangssprache erlernen.

Einen besonderen Reiz haben zu allen Zeiten die überseeischen Länder für den jungen, tatendurstigen Kaufmann besessen. Wenn auch mancher unter ihnen von einem abenteuerreichen Leben träumte und sich eine ganz unrichtige Vorstellung machte, wie dort gearbeitet wird, haben es doch viele zu Ansehen und Wohlstand gebracht und sind zu Pionieren des europäischen Handels in fernen, zum Teil noch wenig erschlossenen Gebieten geworden. Wer aber lediglich aus Abenteuerlust einen mehrjährigen Kontrakt eingeht, wird nicht auf seine Rechnung kommen, sondern er muß gewillt sein, auf viele Annehmlichkeiten, die ihm die Heimat bietet, zu verzichten und sich ganz seinem Berufe zu widmen. Die Möglichkeit, in außereuropäischen Ländern Stellen zu erhalten, wird voraussichtlich in den nächsten Jahren für den Schweizer-Kaufmann günstiger sein als zuvor, weil viele ernsthafte Konkurrenten für längere Zeit vom Wettbewerb ausgeschaltet bleiben dürften.

Bevor der vorsichtige Kaufmann sich auf gut Glück nach dem Auslande begibt, prüfe er sich zuerst, ob er das notwendige geistige und berufliche Rüstzeug dafür besitze! Er versäume nicht, sich über die Lage des Arbeitsmarktes und über die Anstellungs- und Lebensbedingungen zu erkundigen. Dabei werden ihm die ausländischen Filialen der Stellenvermittlung des Schweizerischen Kaufmännischen Vereins und seine Sektionen im Auslande gerne Auskunft und Rat erteilen. Auch die schweizerischen Gesandtschaften, denen in jüngster Zeit vielfach Handelsattaché beigegeben wurden, die schweizerischen Konsulate und die zahlreichen Schweizer-Gesellschaften werden es als ihre Pflicht erachten, aufklärend zu wirken und Anfragen, die an sie gerichtet werden, bereitwillig zu beantworten.

Wenn gewisse bevorzugte Plätze des Auslandes mit Angeboten überschwemmt werden, könnte Mancher bittere Enttäuschungen erleben, und die Folge davon dürfte sein, daß eine Verschlechterung der Anstellungsbedingungen eintreten würde. Es wäre geradezu beschämend, wenn der Schweizer, der mit guten Kenntnissen ausgerüstet ist, in den Ruf käme, als

billige Arbeitskraft zu gelten, und wenn er sich dadurch Eingang verschaffen müßte. Soviel Standesbewußtsein sollte jeder Kaufmann besitzen, um eine seiner Leistungsfähigkeit entsprechende Bezahlung zu fordern. Wer seine Arbeitskraft zu gering bewertet oder gar verschenkt, ist kein Kaufmann; er schädigt nicht nur sich selbst und viele seiner Berufskollegen, sondern geradezu das Ansehen seines Standes.

Wenn Handel und Industrie in der Schweiz endlich den erwarteten Aufschwung nehmen, wird auch auf dem heimischen Arbeitsmarkte eine regere Nachfrage nach tüchtigen kaufmännischen Arbeitskräften einsetzen. Es wäre daher naheliegend, dem jungen Kaufmann zuzurufen: «Bleibe daheim und trachte darnach, das Dir anvertraute Pfund so vorteilhaft als möglich zu verwerten, damit es reichlich Zinsen trage und Du ein beschauliches Leben führen kannst!» Wenn ich dies aber nicht tue, sondern unter allen Umständen einem Aufenthalte im Auslande das Wort rede, so geschieht dies aus voller Überzeugung; denn ich weiß aus langjähriger Erfahrung, daß es gerade für den Kaufmann von allergrößtem Werte ist, im Auslande seinen Blick zu weiten und sich sprachlich und kaufmännisch tüchtig auszubilden. Wenn ein Kaufmann, der zu Hause blieb, sich durch großen Fleiß, durch Intelligenz und Geschäftsinteresse von Stufe zu Stufe bis zur schönen Vertrauensstelle emporarbeitete, in spätern Jahren seine Stelle wechseln muß, hat er oft die größten Schwierigkeiten, eine gleichwertige Stellung zu finden, sofern er nicht über außergewöhnliche Fachkenntnisse verfügt. In den meisten Fällen werden für leitende Stellungen Leute mit möglichst reichen, im Auslande erworbenen Sprachkenntnissen bevorzugt. Diese Erscheinung findet ihre Erklärung darin, daß der schweizerische Handel in der Hauptsache auf Import- und Exportgeschäfte angewiesen ist. Manch tüchtiger Schweizer hat es später bitter bereut, daß er sich durch eine angenehme und, wie ihm schien, gesicherte Existenz verleiten ließ, an der Scholle kleben zu bleiben, anstatt für seine kaufmännische Ausbildung mit der Auswanderung ein Opfer zu bringen. Natürlich gibt es auch hier keine Regel ohne Ausnahmen, und es wäre verkehrt, zu glauben, daß ein längerer Auslandsaufenthalt an sich schon genügen würde, um ein Privilegium für besser bezahlte Vertrauensstellungen zu schaffen.

Jedem strebsamen Kaufmanne schwebt als Ideal die Selbstständigkeit vor. Doch werden nur verhältnismäßig wenige, trotz Intelligenz und eisernem Fleiß dieses Ziel erreichen; aber jeder, der zielbewußt arbeitet, kann es in seinem Fache zu einem gewissen Grad von Vollkommenheit bringen. Der Handel braucht tüchtige Spezialisten. Nun hat der eine mehr Neigung und Sinn für Korrespondenz, der andere für das Rechnungswesen, für Buchhaltung und Kassaführung, für die Spedition usw. Wieder ein anderer wird sich gute Warenkenntnisse aneignen, um als Einkäufer oder Verkäufer vorteilhaft Verwendung zu finden.

Die Verschiedenartigkeit der kaufmännischen Betriebe erfordert auch besondere Einrichtungen hinsichtlich der Erledigung der Geschäfte und der Arbeitsteilung. Dies gilt hauptsächlich für kaufmännische Großbetriebe, Banken, Versicherungsgesellschaften, Verwaltungen usw. Bei dem Heer von Beamten braucht es leitende Köpfe; das sind die Offiziere, die aber durch tüchtige Unteroffiziere und Soldaten, zu denen auch die zahlreichen weiblichen Angestellten gehören, unterstützt werden müssen. Wenn der Betrieb bis in das kleinste Detail richtig funktionieren soll, ist es notwendig, daß alle zielbewußt arbeiten und sich entsprechend ihrer geistigen und körperlichen Anlagen zu vervollkommen suchen. Zu viel wissen kann man nie, aber zu vielerlei lernen wollen, und da heißt es mit Recht: «Weniger wäre mehr.» Wer zu viel anfängt, vollendet oft wenig, und nur wer eine Sache gründlich beherrscht, wird den größtmöglichen Nutzen daraus zu ziehen vermögen.

Derjenige, der im kaufmännischen Berufe nicht auf einem dünnen Aste sitzen bleiben will, darf aber nicht mit der Uhr in der Hand arbeiten. Damit soll natürlich nicht gesagt sein, daß der Kaufmann seine Zeit nicht einteilen solle; denn gerade für ihn gilt das Wort: «Zeit ist Geld», und diese richtig auszunützen und in kurzer Zeit ein möglichst großes Arbeitspensum zu erledigen, ist eine kaufmännische Eigenschaft, die wesentlich zum Erfolg beiträgt. Im kaufmännischen Leben gibt es jedoch viele Arbeiten, die keinen Aufschub ertragen, sondern die zu einer bestimmten Stunde erledigt sein müssen, soll die Arbeit ihren Zweck erfüllen und nicht wertlos sein, oder soll gar eine Schädigung für das Unternehmen eintreten. An einigen

wenigen Beispielen soll gezeigt werden, dass der pflichtbewußte und mit Interesse arbeitende Kaufmann nicht immer mit dem Achtstundentag auskommen kann. Es gibt zahlreiche Artikel, die einer raschen Veränderung oder plötzlichen und oft beträchtlichen Preisschwankungen unterworfen sind. Da geht es nicht an, zu sagen: «Morgen ist auch ein Tag!» Denn von einer sofortigen Anstellung hängt bisweilen soviel ab, dass ein rechter Kaufmann unbedenklich einige kurze Stunden opfern wird, wenn es gilt, die Marktlage auszunützen, um vorkommendenfalls das Geschäft, in dem er tätig ist, oder dessen Abnehmer vor Schaden zu bewahren. Neben dem Offertenwesen bedingt aber auch die Abfertigung von Gütern häufig besondere Opfer an Zeit und Arbeitskraft. Wem das Leben und Treiben an Hafenplätzen bekannt ist, der weiß, daß die Löschung und Befrachtung von Dampfern oft in kürzester Frist und zu ganz ungewöhnlichen Stunden zu erfolgen hat. Wer da nicht mittut, sondern seine Schlafmütze über die Ohren zieht, zeigt wenig Verständnis und Geschäftsinteresse und wird kaum je berufen sein, eine führende Stelle im Betriebe einzunehmen. Die Fälle, in denen eine außergewöhnliche Inanspruchnahme der Angestellten wünschenswert ist, ließen sich leicht vermehren; man denke nur an die Inventur- und Abschlußarbeiten! Der einsichtige Arbeitgeber wird die aufopfernde Tätigkeit seiner Mitarbeiter zu schätzen und entsprechend zu belohnen wissen.

Der Vollständigkeit halber muß noch mit einigen Worten der Verwendung der weiblichen Arbeitskraft im Handel gedacht werden. Die Zahl der weiblichen Handelsangestellten hat während der langen Kriegsdauer eine starke Vermehrung erfahren; die Nachfrage war fortwährend sehr rege und die Entlohnung gegenüber früher bedeutend besser. Was über die Ausbildung des Kaufmanns im allgemeinen gesagt wurde, gilt auch für das weibliche Personal. Wenn die weiblichen Angestellten kein kümmerliches und unbefriedigendes Dasein fristen wollen, müssen sie mit Fleiß und Ernst an ihrer beruflichen Bildung arbeiten. Sie dürfen nicht damit zufrieden sein, ein Löhnchen zu verdienen, das ihnen ermöglicht, das Modepüppchen zu spielen; sondern sie sollen daran denken, daß ihnen vielleicht der ungleich schönere Beruf beschieden ist, als Gattin, als Mutter und Erzieherin von Kindern zu wirken. Nur zu oft hört man darüber klagen, daß die «Bürodämchen» kein Verständnis

für die Aufgaben und ernsten Pflichten der Hausmütter besitzen oder besitzen wollen und daß sie deren Arbeiten gering schätzen und manchmal sogar verächtlich beurteilen. Sicher ist, daß manche Tochter, die im Geschäft oft recht geisttötende Arbeiten zu verrichten hat, eine ebenso nützliche als wohltuende Erholung und viel innere Befriedigung fände, wenn sie in der freien Zeit im Haushalte etwas mithelfen würde, statt Vergnügungen nachzujagen. Neben dem Berufe sollten eben auch Charakter und Herzensbildung nicht verkümmern. Diejenigen Handelsgehilfinnen, die ihre Arbeit im Geschäfte mehr als notwendiges Übel betrachten, um den Lebensunterhalt zu bestreiten, laufen Gefahr, zu Lohn-drückern für den männlichen Angestellten zu werden und in der Folge den Gewalthaufen des bemitleidenswerten kaufmännischen Proletariates zu bilden.

Es ist eine unbestreitbare Tatsache, daß die Schweiz unter einer außergewöhnlichen starken Überfremdung leidet. Daher ist es durchaus zu begrüßen, wenn große Anstrengungen gemacht werden, um diesem Übel zu steuern, ohne deshalb in einen ungesunden Chauvinismus zu verfallen. Dies kann geschehen, wenn darnach getrachtet wird, die leitenden Stellen möglichst mit einheimischen Kräften zu besetzen. Auf diese Weise könnte zahlreichen Schweizern, die ihre Studien im Auslande vollendeten, Gelegenheit geboten werden, in ihre liebe Heimat zurückzukehren, um da ein Plätzchen an der Sonne zu finden. Wenn diese Leute ihre reichen Erfahrungen und Kenntnisse in den Dienst des schweizerischen Handels und der nationalen Industrie stellen, werden diese Vorteile daraus ziehen, die nicht zuletzt dem gesamten Vaterlande zugute kommen werden.

Mit aller Energie sollte ferner an der Beseitigung der schädlichen Auswüchse gearbeitet werden, die die Kriegszeit auch im Handel hervorgebracht hat und die geeignet sind, ihn zu diskreditieren. Unlautere, meist fremde Elemente haben es verstanden, sich in kurzer Zeit durch Ketten- und Schiebergeschäfte auf Kosten der Allgemeinheit zu bereichern. Diese unsaubern Elemente müssen möglichst rasch von der Bildfläche verschwinden, damit der anständige und ehrliche Handel wieder seine frühere Bedeutung erlangt. Ihm allein soll es vorbehalten sein, die menschliche Gesellschaft mit den zum Lebensunterhalt notwendigen Waren ausreichend und gleichmäßig zu ver-

sorgen. Wenn die allgemeine Teuerung und die damit zusammenhängende Geldentwertung endlich verschwinden, wird auch die Zufriedenheit in weiten Bevölkerungsschichten wieder Einkehr halten. Ruhe und Ordnung werden neuerdings zu ihrem Rechte kommen, und zur Erreichung dieses Zieles wird der tüchtige und wohlgesinnte Kaufmann gerne seine besten Kräfte einsetzen.

Freie Bahn für die Tüchtigen in den gelehrten Berufsarten.

Von Dr. JAKOB BOSSHART, Clavadel.

Von Napoleon I. soll das Wort geprägt worden sein: «Tout soldat français porte dans sa giberne le bâton de maréchal de France.» Der Ausspruch ist zum geflügelten Wort geworden, wohl deshalb, weil er prägnant und einleuchtend ein Prinzip ausdrückt, ein Rezept angibt, das bei konsequenter Anwendung zum Erfolg führen muß, und zwar nicht nur im Heerwesen, sondern in jedem Betrieb, heiße er nun Handelsgeschäft, Fabrik, Staat oder sonstwie. «Freie Bahn für die Tüchtigen», könnte man den Sinn des Ausspruchs verallgemeinert mit einem modernen Schlagwort wiedergeben. Das Mittel wird jetzt, da es gilt, der armen, geschwächten und kranken Menschheit möglichst rasch wieder auf die Füße zu helfen, oft genannt und angepriesen. Aber das Rezept ist nicht so leicht auszuführen, wie es einfach klingt.

Am kompliziertesten dürfte sich seine Ausführung für die wissenschaftlichen Berufsarten gestalten, und wenn hier der Versuch gewagt wird, das Problem für die schweizerischen Verhältnisse auf wenigen Seiten zu erörtern, so geschieht es zum vorneherein in dem Bewußtsein, daß eine einwandfreie Lösung oder auch nur eine allseitige Prüfung auf dem zur Verfügung gestellten Raum nicht möglich ist. Das Problem ist zugleich ein pädagogisches und ein sozialpolitisches, erstreckt sich also auf zwei Gebiete, die man als die eigentlichen Domänen der Antinomien, der unvereinbaren Gegensätze, der widerspruchsvollen Aufgaben bezeichnen kann. Wer wüßte nicht, daß es in der Pädagogik wie in der Sozialpolitik absolute Lösungen überhaupt nicht gibt, daß auf diesen Feldern menschlichen Versuchens, Forschens und Strebens jedes Gute mit irgend einem Übel erkaufte werden muß, jedem «Vorwärts» sich irgend ein «Rückwärts» anhängt, für jedes «Ja» irgend ein «Nein» im Hinterhalt lauert? Wir rühmen uns in einer Demokratie zu leben, in der

für alle gleiches Gesetz und Recht gilt. Bestehen aber auch für alle, selbst gleiche Veranlagung vorausgesetzt, die nämlichen Möglichkeiten für den Aufstieg in die wissenschaftlichen Berufsarten, von dem hier gehandelt werden soll? Und gesetzt den Fall, es gelänge, allen die Pfade zu ebnen, liefen wir dann nicht Gefahr, eine Überproduktion von wissenschaftlichen Arbeitern hervorzurufen? Haben wir nicht jetzt schon das, was man anderwärts als Gelehrtenproletariat bezeichnet hat? Von letzterer Frage müssen wir bei unserer Untersuchung ausgehen. Ich glaube, sie im allgemeinen verneinen zu können. Der Begriff «Proletariat» setzt die Ausbeutung einer gesellschaftlichen Gruppe durch eine andere voraus. Wir haben ein Proletariat der Fabrikarbeiter und der Laden- und Bureauangestellten, ohne Zweifel; dagegen scheint mir ein solches in den gelehrten Berufsarten einstweilen nur in einzelnen Zweigen vorhanden zu sein. Was den Ärztestand anbetrifft, so weist die Schweiz entschieden gesündere Verhältnisse auf als etwa Deutschland, wo über die Lage der Kassenärzte schon oft Klagen laut geworden sind. Gewiß haben auch wir in unseren großen Städten Überfluß an Medizinern, zumal an Spezialisten; auf der Landschaft dagegen macht sich eher Mangel geltend. Es fehlt also nur an der richtigen Verteilung. Das Übel besteht darin, daß fast jeder junge Arzt, besonders wenn er in der Stadt aufgewachsen ist, nach der Stadt strebt, von der Möglichkeit reichlicheren Verdienstes und der Spezialisierung, von dem regeren gesellschaftlichen und wissenschaftlichen Leben, von den Theatern, Konzertsälen und Vergnügungslokalen angezogen. Daß es unter diesen Verhältnissen viele prekäre Existenzen unter den Ärzten gibt, ist nicht verwunderlich; aber sie rühren, wie angedeutet, weniger von einer Überproduktion, als von einer falschen Zielsetzung her. Für Zahnärzte soll immer noch Platz genug vorhanden sein, ebenso in gewissen Gegenden für die Veterinäre. In den Apotheken trifft man als Provisoren gewöhnlich Ausländer an; unser Land liefert also zu wenig Vertreter dieser Berufsart. — Wenn ein abgehender Gymnasiast nicht recht weiß, welchem Studium er sich zuwenden soll — was unerfreulicherweise nicht selten vorkommt — so entschließt er sich nach meiner Erfahrung fast immer für die Jurisprudenz. Es hat mir als Schulleiter für die Zukunft dieser, von keinem inneren Drange zu einem Beruf geleiteten jungen

Leute oft geangt. Aber die Folge gab ihnen, äußerlich wenigstens, gewöhnlich recht. Nachdem sie ihre juristischen Studien absolviert oder auch nicht absolviert hatten, fanden sie bald irgendwo Unterkunft: unser Staats- und Wirtschaftsleben und unser parteipolitisches Getriebe haben ja für juristisch geschulte Leute manche Türe geöffnet und manchen Sessel bereit gestellt, nicht nur in den Advokaturbureaus und in den Verwaltungs- und Gerichtsgebäuden, sondern auch in Banken, Versicherungsanstalten, Handels- und Fabrikunternehmungen, Zeitungsredaktionen und Sekretariaten aller Art. — Der Zudrang zur Theologie, also zu der Berufsgattung, bei der, wie man meinen sollte, der innere Ruf allein bestimmend sein sollte, reguliert sich erfahrungsgemäß und, ich möchte sagen seltsamerweise, ziemlich sicher nach dem Gesetz der Nachfrage und des Angebotes. Sind viele Kanzeln leer, so nimmt die Zahl der Theologiestudenten zu und umgekehrt. Ich erkläre mir die Tatsache damit, daß hier die jungen Leute bei der Berufswahl von im Amte stehenden und die Verhältnisse überblickenden Männern sorgfältiger beraten werden als in andern Berufsarten. — Für Ingenieure und Geometer scheint jetzt im Staats- und Gemeindedienst Arbeit genug vorhanden zu sein. Die Nachfrage nach Elektrotechnikern wird in nächster Zeit eher zu- als abnehmen. Nicht eben erquickliche Verhältnisse scheinen dagegen in der chemischen Industrie als Folge des Zusammenschlusses oder doch des Zusammenwirkens der Fabriken vorhanden zu sein. Auch in der Maschinenindustrie soll es um die jüngeren wissenschaftlichen Angestellten nicht zum besten bestellt sein. — Die Heranbildung der Primar- und Sekundarlehrer wird fast überall vom Staate reguliert. Verrechnet er sich oder sieht er sich nicht genügend vor, so erwächst ihm daraus, wie mir scheint, die moralische Pflicht, sich der Betroffenen in weitherziger Weise anzunehmen. Anders ist es um die Mittelschullehrer bestellt, deren Rekrutierung ziemlich dem Zufall überlassen wird. Die Folge ist, daß es für die Mittelschulstufe eine verhältnismäßig große Zahl von Privat- und Institutslehrern gibt, die tatsächlich ausgebeutet werden und sich mißlich genug durchs Leben schlagen. Immerhin können wir zusammenfassend sagen, daß die Mißstände einer eigentlichen Überproduktion für die sogenannten liberalen Berufe sich bei uns noch nicht sehr fühlbar machen. Fragt freilich

ein vor der Berufswahl stehender Jüngling einen Arzt, einen Advokaten, einen Ingenieur nach den ökonomischen Verhältnissen und Chancen seines Standes, so wird er in der Regel einen recht pessimistischen Bescheid erhalten; man darf aber nicht vergessen, daß das Urteil des im Wirtschaftskampf Stehenden leicht und unbewußt durch etwas wie Brotneid gegenüber dem zukünftigen Konkurrenten beeinflußt wird. Übrigens möchte auch ich die Lage unserer geistigen Arbeiter nicht zu rosig schildern; ja, ich glaube, daß sie sich, wenn nicht Vorkehrungen getroffen werden, immer mehr verschärfen wird, und zwar nicht zum wenigsten wegen des Überflusses an Universitäten in der Schweiz. Es wird sich immer mehr rächen, daß der Bund versäumte, die Hochschulstudien zu konzentrieren und zwei oder drei schweizerische Universitäten zu errichten. Es wäre so eher möglich gewesen, den gelehrten Nachwuchs zu regulieren, nicht nur was die Zahl, sondern auch was die Eignung anbelangt. Denn es kann wohl nicht geleugnet werden, daß gegenwärtig viele in wissenschaftliche Berufe hinein gelangen, die dazu von der Natur nicht genügend ausgerüstet wurden. Allzuhäufig spielt der Zufall in der Berufswahl die Hauptrolle. Der Vater hat akademische Bildung genossen oder möchte sie gerne besitzen, folglich muß der Sohn sie sich unbedingt erwerben; ist es doch ein weitverbreiteter Zug, daß die Eltern ihre Kinder gerne über ihre eigene «Höhe» hinauftreiben möchten. Oder ein Vater hat mehrere Söhne, die er nicht alle in seinem Geschäft verwenden kann, also muß einer studieren. Ob er das Zeug dazu hat, wird nicht allzu ängstlich überlegt, dumm ist er ja nicht und andere prästieren's auch. Diese Schlußfolgerung ist durchaus berechtigt. Selbst an unseren obersten Unterrichtsanstalten überwiegen die Durchschnittsbegabungen; ja, unser ganzer Schulorganismus hat sich sozusagen auf den Durchschnitt eingestellt, und es sind Tendenzen vorhanden, das Niveau systematisch noch mehr herabzudrücken. An die eigentliche Wohlfahrt der jungen Menschen wird bei der Berufswahl selten sachlich gedacht, oder besser: man sucht das Lebensglück am falschen Ort. Vor allem will der Standesdünkel befriedigt sein, und was ist ihm, abgesehen von einer vornehmen Heirat, angenehmer, schmeichelter, als ein akademischer Titel? Wie viel innere Befriedigung und Lebensglück werden diesem Phantom zum Opfer ge-

bracht! Eine Hauptquelle des Übels ist die allgemein verbreitete Überschätzung und Höherstellung der geistigen Arbeit gegenüber der manuellen. Gaspard Vallette sagt in einem seiner croquis: «Comme s'il n'était pas mille fois plus utile et plus intelligent de faire une bonne serrure ou une belle étagère que d'écrire un mauvais sermon ou de débiter un médiocre plaidoyer! Et pourtant, telle est dans toutes les classes la force du préjugé que, si, ayant fait quelques études générales, je m'avisais aujourd'hui de devenir un bon artisan, serrurier, peintre en bâtiment ou ébéniste, il n'y aurait pas assez de réprobation pour flétrir cette prétendue déchéance. D'une voix unanime, l'opinion me traiterait de raté, sans même tenir compte de la supériorité que me donnerait, dans l'exercice de mon métier manuel, ce que je puis avoir acquis de culture et d'ouverture d'esprit.» Man kann es nicht genug beklagen, daß das Handwerk bei uns so sehr in Zerfall geraten ist, immer noch mehr zerfällt und durch die entseelte und deshalb nie befriedigende Arbeit an der Maschine verdrängt worden ist. Das Handwerk, besonders wenn der künstlerische Trieb dabei sich betätigen kann, ist imstande, in uns jenes Gleichgewicht zwischen Körper und Seele herzustellen, von dem die meisten Menschen keinen Begriff mehr haben, die aber am besten das verbürgt, was man etwa Daseinsglück nennen könnte. Um dem Handwerk wieder aufzuhelfen, ist es freilich notwendig, die allzuweit vorgeschrittene Industrialisierung unseres Landes wieder rückwärts zu schrauben, was nur durch Vereinfachung der Lebenshaltung des ganzen Volkes, durch Verzicht auf eine Reihe von Bedürfnissen, die man sich in den letzten Jahrzehnten angewöhnt hat, möglich würde. Unser Wirtschaftsleben hat sich in einen verhängnisvollen *circulus vitiosus* verirrt. Man besitzt Kapital; man will es wuchern lassen; man produziert damit irgend etwas und spekuliert darauf — und fast immer mit Erfolg — daß die dummen Mitmenschen das Produkt abnehmen und bald nicht mehr entbehren wollen. Ist so ein Kreis vollendet, wird das Opfer in einen zweiten, gleichen hineingelockt, ein Bedürfnis nach dem andern wird geschaffen und befriedigt, aber was bei dem Unsinn notwendigerweise ausbleiben muß, ist die eigentliche Zufriedenheit. Hier sollte eine energische, zielbewußte Aufklärung einsetzen; denn die Leute ahnen ja gar nicht, was für ein Spiel mit ihnen getrieben wird. Man treibt

Propaganda für alles mögliche, man treibe sie einmal kräftig für das zerfallende Handwerk und gegen die Halbheiten in den gelehrten Berufsarten! Man sage der vor der Berufswahl stehenden Jugend, was für ein bedauerliches, hohles und im Grunde lächerliches Wesen ein Arzt, Advokat, Richter, Pfarrer, Lehrer eigentlich ist, wenn ihm ein tieferes Verhältnis zu seinem Beruf fehlt, wenn er Zeit seines Lebens bemüht sein muß, seine Unzulänglichkeit oder Interesselosigkeit zu verdecken und dieses Ziel nur erreicht, indem er sich der Routine, d. h. dem Tod, verschreibt und sich nach außen bläht; bei dem die materielle Seite des Berufs die Oberherrschaft führt, der sich infolgedessen in Neid gegen die Kollegen verzehrt, denen es scheinbar besser geht, der sich gewöhnt, von allem, dem Beruf und den Menschen, kleinlich zu denken und dabei seelisch verkrüppelt. Das ist ja gerade das Ungesunde, daß viele Intellektuelle fast lediglich das Ziel verfolgen, sich zu Erwerbenden einer höheren, besser bezahlten Schicht emporzuarbeiten, daß sie vor allem das erstreben, was man gemeiniglich einen glücklichen Zustand nennt und darunter das kleinbürgerliche Behaglichkeitsideal versteht: bequeme Lebensweise, Ansehen unter den Menschen, ein gewisses Maß von Luxus in Wohnung und Kleidung, gesellschaftliche Zerstreuungen und dergleichen Äußerlichkeiten.

Es sollte nicht schwer sein, der Jugend klar zu machen, daß solche Leute ihren Stand geradezu diskreditieren und schuld an dem Mißtrauen sind, das den geistigen Arbeitern vielfach, besonders von den Fabrikarbeitern, entgegengebracht wird. Da ihr Beruf für sie keine Notwendigkeit ist, sondern von Anfang an ein Notbehelf war, hätten sie davon ausgesperrt werden sollen. Daß dies nicht geschah, läßt auf einen Mangel oder eine Unzulänglichkeit unserer Unterrichtseinrichtungen schließen. Wenden wir uns also diesen zu! Es fallen für uns die Mittel- und die Hochschulen in Betracht. Den ersteren liegt die Auslese der künftigen geistigen Arbeiter, den letzteren ihre Fachausbildung ob. Wie kommt es, daß für einen gelehrten Beruf ungenügend ausgestattete Leute den Anforderungen dieser Lehranstalten genügen, alle Hindernisse und Schwierigkeiten des Bildungsweges überwinden können? Haben wir nicht strenge Promotionsvorschriften, rigorose Aufnahme-, Maturitäts-, Diplom- und Doktorprüfungen? Ja, wenn alles mit Reglementen zu machen wäre! Auch beim besten Willen und den vernünftigsten

Vorschriften kann die Schule bei der Einschätzung eines jungen Menschen sich gründlich irren. Es wachsen, entwickeln sich und reifen eben nicht alle Menschen nach dem gleichen Gesetz, weder körperlich noch geistig; die Schule aber ist, wie schon bemerkt, auf den Durchschnitt, auf eine gewisse Norm zugeschnitten. Bei manchem Kind, das auf der Unterstufe zu den besten Hoffnungen berechnete, stellt sich bald ein bleibender Stillstand ein; andere entwickeln sich ruckweise; wieder andere sind mit einem guten Gedächtnis ausgestattet, während die Befähigung zum abstrakten Denken weniger entwickelt ist, sie marschieren in den untern Klassen an der Spitze, versagen aber in den obern oder können sich nur mit größtem Fleiße halten, so daß sie schließlich müde und fast verbraucht zur Hochschule gelangen; nicht wenige, an denen die Schule verzweifelte, weil sie sich in einem Zustand der Unklarheit und Verworrenheit befanden oder ganz einseitig begabt waren, leisteten später zur nicht geringen Verwunderung ihrer einstigen Lehrer Hervorragendes, während die sogenannten Musterschüler, die ihr Stolz und ihre Hoffnung waren, oft nicht mehr als Durchschnittsärzte, Durchschnittsjuristen oder -beamte wurden. Kein Wunder, daß man den Lehrern oft vorwirft, die Scheinbegabung nicht von der echten unterscheiden zu können und zuweilen die besten Bausteine zu verwerfen. Man überlegt zu wenig, wie schwer es ist, das Horoskop eines jungen Menschen auch nur annähernd richtig zu stellen, zumal, wenn ein ungewöhnlicher Werdegang vorliegt. Die Beurteilung der jungen Leute ist noch weit schwieriger, als das eben Ausgeführte vermuten läßt; denn es hat sich dabei ja fast nur um die Schätzung des Verstandes gehandelt, d. h. um eine Aufgabe, für die alle Disziplinen ziemlich ausgebildete und erprobte Methoden besitzen. Aber der Mensch ist nicht bloß ein Verstandeswesen; das Instrument, auf dem er sein Lebenslied spielt, hat drei Saiten; neben der des Denkens die des Fühlens und des Wollens, alle von gleicher Bedeutsamkeit. Es ist ein Unrecht, das man endlich erkannt hat, die erste als die wichtigste anzusehen. Sicher ist nur, daß sie am leichtesten zu spannen und zu stimmen ist. Aber das, was den Charakter eines Menschen ausmacht, findet mehr durch die beiden andern seinen Ausdruck, sie sind auch für das, was ein Mensch einmal leistet, in hohem Maße mitbestimmend. Den Charakter des Mannes schon im Knaben vorauszusehen, ist eine äußerst

schwere Aufgabe; denn der Charakter schwingt herauf aus der dunkeln Tiefe des menschlichen Gemüts und bildet sich nach des Dichters Wort erst im Strom der Welt völlig aus.

Aus dem Gesagten dürfte hervorgehen, daß die Examina und alles, was damit zusammenhängt, bei der Auslese für die gelehrten Berufsarten immer unzulängliche Mittel sein werden, Netze, in deren Maschen mancher Fisch hängen bleibt, der durchschlüpfen sollte, und mancher durchgeht, der abzufangen wäre. Zuverlässiger als Prüfungsergebnisse werden immer die Beobachtungen der Lehrer während der Unterrichtszeit und die Art des Unterrichtsbetriebes sein. Eine Hauptaufgabe der Mittelschule muß darin bestehen, die produktiven Köpfe unter den Schülern von den rezeptiven, aber mit einem guten Gedächtnis ausgerüsteten, zu unterscheiden. Damit will nicht gesagt werden, daß der Schulkarren noch mehr belastet werden solle, als er es schon ist. Im Gegenteil! Das mittelalterlich anmutende, enzyklopädische Lehrziel, das den schweizerischen Knaben- und Mädchengymnasien hauptsächlich durch die Anforderungen des eidgenössischen Maturitätsreglementes aufgedrängt worden ist, diese Lehrpläne, die mehr durch Addition als durch inneres Wachsen entstanden sind, sollen wieder verschwinden, die Summe der Einzelkenntnisse vermindert, dafür aber eine größere Vertiefung des Stoffes und vor allem geistige Selbstständigkeit der Zöglinge angestrebt werden. Wir haben zwischen Intensität und Vielseitigkeit zu wählen. Vielwisserei und Wissensquälerei fördern den Geist nicht. Das einstige Ideal einer allgemeinen Bildung ist durch die Opportunitätsinfektion verzerrt worden. Hier heißt es umkehren! Nicht Kenntnisse soll man vor allem vermitteln, sondern Kräfte wecken und ausbilden. Das sind nachgerade Banalitäten, aber nur auf dem Felde der Theorie, nicht für die Praxis. Man muß wieder von dem Prinzip abkommen, alle Lehrfächer so ziemlich gleich zu bewerten. Dieses Prinzip führte zur Überbürdung. Um ihr zu steuern, ließ man bewußt oder unbewußt gewisse Erleichterungen zu, und damit war man auf den Weg der Oberflächlichkeit gelangt, auf dem die seichten Köpfe gedeihen, die gründigen aber nicht auf ihre Rechnung kommen. Damit ist angedeutet, daß es durchaus nicht meine Meinung ist, der Mittelschulkurs solle müheloser gestaltet werden, als er jetzt ist. Nein, er soll ein Klimmen und kein Flanieren sein! Die Forderungen sollen

nicht herabgesetzt werden, aber sich auf weniger Punkte erstrecken; sie sollen nicht auf Gedächtniskram abzielen, sondern auf lebendiges Können; der Stoff soll nicht angelernt, sondern angeeignet, zum Eigentum gemacht werden; die Schüler sollen sich weniger entgegennehmend, passiv, und mehr aktiv verhalten müssen; ihre Bildung soll durch Selbsttätigkeit, also von innen heraus erworben werden. Auf diese Weise werden sie auch ihren Willen stählen; die Gewöhnung an selbständige Arbeit ist die beste Schule des Willens. Es ist meine Überzeugung, daß bei einem solchen Unterrichtsbetrieb die für das wissenschaftliche Studium ungeeigneten Elemente am sichersten ausgemerzt würden. Man besorge nicht, daß die Schüler das nicht erhalten würden, was man einen guten Schulsack nennt. Sie werden vielleicht über weniger Dinge schwatzen können, aber was sie wissen, wird lebendig sein.

Der Grundsatz, der hier für die Mittelschule aufgestellt wurde, muß selbstverständlich auf der Hochschulstufe noch strikter durchgeführt und das Schwergewicht noch weit mehr als jetzt in die Übungen verlegt werden. Der Universitätslehrer darf sich dabei nicht scheuen, den Studenten, bildlich gesprochen, einmal ins Wasser zu werfen, um ihn schwimmen zu lehren, schon um dadurch die Willensschwachen und Unzulänglichen abzuschrecken. Man erhält manchmal den Eindruck, daß das Doktordiplom da und dort zu gnädig erteilt wird und nicht immer ein Ausweis für höhere Begabung und wissenschaftliche Selbständigkeit darstellt. Die Dissertationen werden zuweilen schablonenhaft nach vorhandenen Typen ausgearbeitet. Die Prüfungsgebühren sollten, wie dies jetzt schon bei gewissen Diplomprüfungen der Fall ist, weder für die Examinanden noch für die Examinatoren ins Gewicht fallen. — Ein großer Übelstand in der medizinischen Fakultät ist die Überbürdung mit Vorlesungen, die den Studierenden ein selbständiges Schaffen und vor allem die Erweiterung ihrer allgemeinen Bildung fast unmöglich macht. Die Hauptschuld an diesem Übelstand trägt wohl das Überhandnehmen des Privatdozententums, das wiederum auf das immer mehr um sich greifende, durchaus nicht im Interesse des Volkes, vielleicht auch nicht im Interesse des Ärztestandes liegende Spezialistentum unter den Stadtärzten zurückzuführen ist.

Doch kehren wir zur Mittelschule zurück! Soll sie ihre Aufgabe in dem angedeuteten Sinne lösen, so muß sie sich von aller Mechanisierung des Unterrichts frei machen. Diese ist unleugbar da und dort vorhanden. Sie ist unausbleiblich, wenn die Lehrer zu stark belastet werden, namentlich aber da, wo die Klassen und die Schulanstalten zu groß sind. Einzelne schweizerische Mittelschulen sind eine Art Großbetriebe geworden; die Anstalten zählen zu viele Klassen und Schüler, die Lehrkörper zu viele Köpfe. Der Unterricht verliert dadurch den intimen Charakter und den einheitlichen Geist. Wie sollen Lehrer, die sich nur oberflächlich kennen, zusammenwirken, um ein bestimmtes Ziel zu erreichen? Macht man nicht die Erfahrung, daß zuweilen einer einreißt, was der andere aufgebaut hat? Unsere pädagogischen Großbetriebe sollten zerlegt, der Mittel­schulunterricht dezentralisiert werden! Für unsere Untersuchung fällt besonders ins Gewicht, daß die Mechanisierung einer Schule sich nicht zum wenigsten beim Promotionsverfahren, also bei der Auslese fühlbar macht. Es sei nur ein Punkt hervorgehoben. Wo die Zahlen, die Durchschnitte bei der Versetzung fast allein maßgebend sind, wo jede Antwort und jedes Versagen mit einer Ziffer im Notizbuch des Lehrers verewigt wird, ist sicherlich etwas im Schulbetrieb nicht in Ordnung. Den Lehrern aber, die so mechanisch verfahren, fehlt ein unentbehrliches Requisit zu ihrem Beruf: der psychologische Blick oder die psychologische Schulung. Dieser letzteren sollte bei der Ausbildung der Mittelschullehrer größere Beachtung geschenkt werden. Ich denke dabei weniger an Kurse in psychologischen Laboratorien oder Seminarien, als an eine praktische Unterweisung. Ein psychologisch gut geschulter Lehrer erhält die Aufgabe, die Lehramtskandidaten nicht nur, wie es jetzt geschieht, mit der Methodik seines Faches vertraut zu machen, sondern auch zur Kenntnis und Beurteilung der Schüler anzuleiten. Er veranschaulicht ihnen die Entwicklungsstadien zwischen dem 12. und 20. Altersjahre, die verschiedenen Schüler- und Begabungstypen und die besondere Behandlung, die sie verlangen, die Züge, vornehmlich des Charakters, die bei einer gründlichen und gerechten Beurteilung beachtet werden müssen; er weist sie auf die außerordentliche Bedeutung der Gefühls- und Willenssphäre hin, usw. Eine solche Einführung würde gewiß ziemlich viel Zeit er-

fordern; aber sie scheint mir so unerläßlich, wie die methodologische.

Im Interesse der besseren Beurteilung und der individuellen Behandlung der Schüler dürfte es sich auch empfehlen, das Fachlehrersystem, wenigstens in den untern Klassen, einzuschränken und durch das Fachgruppensystem zu ersetzen. Es ist ein pädagogischer Unsinn, einem Lehrer wöchentlich in einer Klasse nur zwei oder drei Stunden zuzuteilen. Wie lange geht es da, bis er seine Schüler auch nur einigermaßen kennt! Wie schwer wird es ihm fallen, einen erzieherischen Einfluß, auf den es doch vor allem ankommt, auf sie auszuüben! Die Einführung des Fachgruppensystems hätte natürlich eine etwas andere Vorbildung der Lehrer zur Voraussetzung. Man hat anderwärts besondere Diplomprüfungen für die untere und die obere Stufe der Mittelschule eingeführt. Dieser Modus ließe sich auch für uns erwägen. Die Pädagogen sollten sich dagegen nicht sträuben. Es weiß doch jeder, daß es Lehrer gibt, die in untern, andere, die in obern Klassen ihr Bestes zu leisten vermögen, und es ist ein falsches Ehrgefühl, nach einer Stufe zu streben, für die man nicht paßt. Das heißt nichts anderes, als das Erziehungswerk einer persönlichen Aspiration hintansetzen.

Ich kann die Frage der Auslese für die wissenschaftlichen Studien nicht verlassen, ohne noch ein Wort über das jetzt aktuelle Problem der Einheitsschule zu sagen. Das Wort stammt aus Deutschland. Wir haben in der Schweiz, von einigen Ausnahmen abgesehen, eine «Einheitsschule» von sechs Jahresklassen, das heißt diejenige, die man in Deutschland, wo in der Organisation der untersten Schulstufe eine große Zersplitterung herrscht, erstrebt. Es macht sich nun die Tendenz geltend, ihr noch zwei weitere Jahre aufzusetzen. Der Umstand, daß Freunde wie Gegner dieser Bestrebungen sich gleicherweise darauf berufen, daß der Standpunkt, das Interesse des Schülers ausschlaggebend sein müsse, zeigt, daß wir es hier mit einer der eingangs erwähnten Antinomien zu tun haben. Der beschränkte Raum gestattet es mir nicht, den ganzen Fragenkomplex zu erörtern, ich muß mich für einmal damit begnügen, meinen Standpunkt kurz zu skizzieren. Ich bin der Ansicht, daß die unleugbare Mannigfaltigkeit in den Anlagen der Kinder nicht dafür spreche, sie allzulange einen bestimmten Normalweg zu führen — obschon das manche Vorteile brächte — daß

vielmehr eine gewisse Vielseitigkeit der Wege der Jugend etwa vom zwölften Lebensjahr an am angemessensten sei. Die Schule ertötet durch den Massenunterricht und die damit zusammenhängende, bis zu einem gewissen Grade unvermeidliche Schablonisierung sehr viel Eigenart in den aufblühenden Menschen, zum großen Nachteil für Wissenschaft und Kunst. Ich schreibe die Tatsache, daß das 18. Jahrhundert so viele originelle Köpfe aufweist, nicht zum wenigsten dem Umstand zu, daß die Kinder damals, bei allgemein gewecktem pädagogischen Interesse, noch weniger in die Schablone der Schule gezwängt wurden als jetzt. Das Ideal wäre, für jedes Kind einen eigenen Erziehungs- und Bildungsgang und ein eigenes Jugendland zu schaffen, wie es Rousseau in seinem Emil vorzuzeichnen suchte. Da dies nicht möglich ist, soll man den Massenunterricht möglichst unschädlich machen, einmal durch Schaffung kleiner Klassen und dann durch Differenzierung der Bildungswege. Man wird vielleicht einwerfen, dadurch reiße die Schule die Einheit unseres Volkes auseinander. Aber ob die verlängerte Einheitsschule den rechten Kitt gibt? Ich vermute vielmehr, daß sie am besten die Geschäfte der Privatschulen besorgen würde, von denen sich jetzt schon eine Kategorie mit halbstaatlichem Charakter immer mehr zur eigentlichen Standesschule auswächst. Statt allen Schülern den gleichen Gang aufzuzwingen, wäre es deshalb entschieden besser, jedem den für ihn zweckmäßigsten Weg zu ermöglichen; *) dann bleiben die verschiedenen Volksschichten in der Schule auch vereinigt.

Mit dem Kampf um die Einheitsschule geht parallel, verdeckt oder offen, ein Kampf gegen die klassischen Studien. Es kann nicht meine Aufgabe sein, diese für die Heranbildung der geistigen Arbeiter äußerst wichtige Frage eingehend zu erörtern. Das mögen Berufenere tun. Ich möchte nur darauf hinweisen, daß es töricht ist, in einer Zeit, die sich wieder zur Kultur und Verinnerlichung be-

*) Auf diesen Boden stellt sich auch die neue deutsche Reichsverfassung. Sie sagt in ihrem Art. 146: «Auf einer für alle gemeinsamen Grundschule baut sich das mittlere und höhere Schulwesen auf. Für diesen Aufbau ist die Manigfaltigkeit der Lebensberufe, für die Aufnahme eines Kindes in eine bestimmte Schule sind seine Anlage und Neigung, nicht die wirtschaftliche und gesellschaftliche Stellung . . . maßgebend.»

kennen will, die Kanäle, die aus dem Altertum zu uns führen, abzugraben. Wir haben es ja zur Genüge erfahren: Vieles von dem, was die neue Zeit in die Lehrpläne hineingebracht hat, dient der Äußerlichkeit, den materiellen Gütern, ist direkt auf den Broterwerb abgezweckt. Das klassische Gymnasium ist noch in der glücklichen Lage, in seinem Pensum ein paar Fächer zu haben, die man um ihrer selbst willen treibt, und das ist nicht der schwächste Grund für seine Berechtigung. Das Altertum als einheitliches Idealbild ist gewiß durch die neue Forschung widerlegt worden; aber man wird immer noch sagen dürfen, daß die Antike Gestalten und Werke der Literatur und Kunst aufweist, die nicht so bald ihre leben- und kulturfördernde Kraft verlieren werden, und die in ihrer Gesamtheit ein ganz unvergleichliches Bild darstellen. Vor allem ist es die Unabhängigkeit der alten Denker den letzten, großen Problemen gegenüber, die für die Bildung des Urteilsvermögens von unschätzbarem Werte ist. Zudem ist die ferne Vergangenheit vielfach verständlicher als die Gegenwart: die hemmende, die Übersicht verhindernde Spreu des Nebensächlichen und Belanglosen ist weggesiebt, die großen Linien treten deutlicher hervor und nehmen die Form des Typischen an. Ich meine deshalb, man sollte sich hüten, einen Strom abzulenken, aus dem der Menschheit schon so viel Kraft und Befruchtung geflossen ist, aus dem jeder halbwegs Gebildete, wenn auch vielleicht unbewußt, schon getrunken hat, eben weil dieser Strom durch ein weitverzweigtes Kanalnetz unsern ganzen Kulturboden durchtränkt. Nun glaube man aber nicht, daß ich die Meinung vertrete, es sollten alle zukünftigen Wissenschaftler durch das Gymnasium gehen. Gewiß nicht! Es soll nicht der Weg, sondern einer der verschiedenen Wege sein. Es gehen meiner Ansicht nach gegenwärtig zu viele durch das Gymnasium. Mein Bestreben geht nur dahin, davor zu warnen, die klassischen Studien in unserem Bildungswesen auf den Aussterbeetat zu setzen, ihnen den nötigen weiten Spielraum zu rauben, ohne den sie verserbeln müßten. Ich will in dieser Sache das Wort noch einem Kompetenten, Herder, überlassen: «Ihnen (den Griechen) hatte die Muse jenen reinen Anblick aller Gestalten in Kunst und Dichtkunst, jenes unübertriebene und nichts übertreibende Gefühl für das Wahre und Schöne aller Art gegeben, das sich auch in der Philosophie nicht verleugnen konnte und ihren

kürzesten Lehrsprüchen, ihren leichtesten Symbolen einen so klaren Umriß, eine so bedeutungsvolle Grazie anschuf, als wir bei andern Völkern vergebens suchen dürfen. Freilich ist ihr Horizont nicht weit; er erstreckt sich wenig hinaus über dieses Leben, das ihnen der Mittelpunkt ihres Daseins war. Von diesem Mittelpunkt aus aber, wie rein sahen sie, wie menschlich fühlten sie alle Formen! Wie schön wußten sie diese in ihre Bilder- und Wortsprache zu kleiden! Keine Nation hat sie hierin erreicht, geschweige übertroffen, so daß man es als einen wahren Verlust für die Menschheit ansehen müßte, wenn ihre Philosophie und Symbolik, ihre Dichtkunst und Sprache von der Erde vertrieben und insonderheit von den Augen der Jugend verbannt würde. Ich sehe nicht, womit sie zu ersetzen wäre.»

Ich habe die ideale Forderung aufgestellt, es sei jedem der für ihn geeignete Bildungsgang zu ermöglichen. Sie kann bei den gegenwärtigen Zuständen selbst unseres demokratischen Staates nicht erfüllt werden. Unsere Vertreter wissenschaftlicher Berufsarten stammen denn auch zum weitaus größten Teil aus den mittleren und oberen Schichten. Wir sind aber an wirklichen Begabungen und an initiativen Köpfen nicht reich genug, um diejenigen eines großen Teiles unseres Volkes entbehren zu können. Würden nicht auf dem Wege durch die Lehrerseminarien eine Anzahl Arbeiter- und Bauernsöhne zu wissenschaftlichen Studien gelangen, so wäre die Rekrutierung unserer Intellektuellen noch einseitiger. Die Mittel oder Mittelmittel, die jetzt angewendet werden, um allen Klassen die höheren Studien zu ermöglichen, sind ganz unzureichend. Sie bestehen in Freiplätzen und Geldstipendien, die man mittellosen, aber talentierten jungen Leuten gewährt. Aber man verfährt dabei noch viel zu engherzig. Man muß mit den Unterstützungen weniger kargen und ihnen alles Demütigende, ich möchte fast sagen Bettelhafte nehmen, das ihnen noch anhaftet. Wie in den Spitälern das Kostgeld automatisch nach den Vermögensverhältnissen der Patienten abgestuft wird, so auch sollte man Schulgelderlaß und Geldunterstützungen automatisch nach gewissen Grundsätzen eintreten lassen. Eine gänzliche Abschaffung des Schulgeldes halte ich nicht für nötig; denn warum sollten die Gutsituierten nicht etwas abgeben, damit Unvermöglichen geholfen werden kann?

In Amerika leihen die Universitäten strebsamen Studierenden, die sich an der Mittelschule über ihre Fähigkeiten gut ausgewiesen haben, unverzinsliche Vorschüsse, die von den Empfängern, wenn sie selber verdienen, wieder zurückzuerstatten sind. Ich halte dieses Verfahren für außerordentlich glücklich und nachahmenswert. Erstens sind diese Vorschüsse nicht demütigend — man wird sie von der Bildungsstätte mit ihrem idealen Charakter ungescheuter annehmen als vom Staat — und zweitens werden sie für die Studenten ein Ansporn sein, sich zu ertüchtigen, um bald unabhängig zu werden und etwas Rechtes zu leisten. Das Kapital für einen solchen Vorschußbetrieb würden unsere Universitäten sicher leicht erhalten.

Ein weiteres Mittel wird die Dezentralisation des Mittelschulunterrichts sein, d. h. die Gründung von untern oder, wenn die nötigen, sehr beträchtlichen Mittel dazu vorhanden sind, von ganzen Mittelschulen auf dem Lande, damit den Befähigsten aller Landesteile höhere Schulen zur Verfügung stehen. Es ist für die Eltern kostspielig, ihre Kinder in die Stadt zu schicken und aus erzieherischen Gründen, wenn immer möglich, zu vermeiden, sie zu früh aus der Familie herauszureißen. In diesem Zusammenhang möchte ich noch einer andern Art von Schulen das Wort reden. Gegenwärtig sind junge Leute, die durch allerlei Umstände verhindert wurden, den regelmäßigen Studiengang einzuschlagen, auf eine besondere Gattung von Privatschulen angewiesen, in denen sie in möglichst kurzer Zeit auf die Hochschulen eingedrillt werden, schablonenhaft, weit mehr mit Rücksicht auf das Examen als auf das organische Wachstum ihrer Geisteskräfte. Dieser Leute — es gibt sehr tüchtige unter ihnen — sollte sich der Staat durch Schaffung von Schulanstalten annehmen, die durch eine elastische Organisation auf alle Bedürfnisse und Begabungen ihrer Zöglinge Rücksicht nehmen könnten. Sie müßten vorzüglichen Pädagogen anvertraut werden und an ein weniger scharf umschriebenes Programm und Lehrziel gebunden sein als die eigentlichen Mittelschulen, damit sie nicht, wie die genannten Privatschulen, zum Drill greifen müßten. In ihnen würden auch die einseitig hervorragend Begabten, die in andern Schulen nicht gedeihen, eine geeignete Bildungsstätte finden. Als eine Art Ergänzung zu dieser Anstalt würde eine Volkshochschule treten mit im wesentlichen praktischen

Zielen, während die zielbewußte Förderung der Wissenschaften den alten Hochschulen verbliebe.

Im fernerem sollte auch das Frauenstudium auf der Mittelstufe gründlich umgestaltet werden, und zwar unter größerer Rücksichtnahme auf die besondere Veranlagung des weiblichen Geschlechts. Die Erfüllung dieses Postulats wird sich übrigens durch die Wendung, die die Frauenfrage genommen hat, in aller nächster Zeit aufdrängen.

Alle diese Wege, die Tüchtigen aller Volksteile an die ihnen gebührende Stelle zu leiten, werden indessen nicht ausreichen, das Problem ganz zu lösen; das wird erst möglich sein, wenn die sozialen Ungleichheiten, die an der einseitigen Rekrutierung unserer wissenschaftlichen Arbeiter vor allem schuld sind, ausgeglichen oder doch gemildert werden.

Es kann für den unbefangenen Urteilenden kein Zweifel darüber bestehen, daß die wissenschaftlichen Berufsarten eine Art Monopol der bemittelten Klassen bilden. Privatmonopole jeder Art sind aber vom Übel, und unser Streben muß dahin gehen, sie so gut als möglich abzubauen, um einem Zustand, in dem die Eignung den Ausschlag gibt, das freie Spiel der Kräfte wirklich vorhanden ist, immer näher zu kommen. Man kennt die Rolle, die nicht nur das Geld, sondern auch verwandtschaftliche Beziehungen und Verbindungen aller Art im Leben spielen. Erst wenn es gelingt, diese Faktoren zurückzudämmen, wird man von einem freien Wettbewerb reden können, wird jeder zur Einsetzung aller seiner Kräfte angespornt werden. Denn es liegt doch auf der Hand, daß die Aussicht auf eine große Erbschaft nicht dazu angetan ist, die Energie in einem jungen Menschen zu stärken. Er braucht sich ja nicht besonders anzustrengen, um behaglich leben zu können. Kein Wunder, daß bei solchen Leuten die Aneignung eines Fach- und Wissensgebietes sich nicht selten ohne innere Teilnahme, ohne eigentlichen Bildungstrieb vollzieht und daß sie später im Beruf ihr geistiges Kapital weniger gut anzulegen verstehen als ihr materielles. Sie zählen sich zu den Gebildeten, sind aber lebendige Leichname. Ihre zum vornherein gesicherten Lebensverhältnisse wurden ihnen zum Fluch. Damit ist der Punkt angegeben, wo die Erbgesetzgebung und die Steuerpolitik regulierend einzusetzen haben. Je näher wir dem Zustand kommen, da alle unter den gleichen Be-

dingungen, auf der selben Basis, beginnen müssen, umso gerechter und zweckmäßiger wird sich die Auslese vollziehen.

Man wird mir nun entgegenhalten, daß alle diese Mittel: weitherzige Stipendienordnung, Studienvorschüsse, Landmittelschulen, Schulen für unregelmäßig Vorgebildete und einseitig Begabte, zweckmäßige Mittelschulen für das weibliche Geschlecht und sozialer Ausgleich den Zudrang zu den höheren Studien noch fördern und das gelehrte Proletariat erst recht züchten werden. Das würde ohne Zweifel eintreten, wenn ihnen keine Ablenkungs-, Schutz- und Hemmungsmaßnahmen an die Seite gestellt würden. Zu den letzteren gehört die Umgestaltung und Vertiefung des Unterrichtsbetriebs, wie ich sie zu skizzieren versuchte. Schutz bedürfen bei uns die einheimischen geistigen Arbeiter gegenüber der Konkurrenz der eingewanderten. Für die Ärzte ist in dieser Hinsicht jetzt schon in wirksamer Weise gesorgt; sonst aber ist nicht zu leugnen, daß die Ausländer, besonders in technischen Berufsarten, häufig in einer günstigeren Position sind als die Schweizer. Im Ausland trifft man häufig Schweizer in zweiter und dritter Stellung, selten in erster, während schweizerische Betriebe recht oft unter ausländischer Leitung stehen. Der Ausländer bei uns hat eben hinter sich seine Auslandskolonie, die ihn protegiert, und außerdem das ausländische Kapital. Wo sich dieses zu schaffen macht, kommt es immer Ausländern zu gut, die sich als Pioniere ihres Volkes auffassen. Ein ausländischer Fabrikdirektor wird in der Regel, wenn es ihm die Umstände erlauben, seinen Landsleuten und seinem Heimatlande Vorteile zuzuwenden versuchen. So wirkt das fremde Geld bei uns vielfach für das Ausland, während das in den mächtigen Nachbarländern untergebrachte, beträchtliche Schweizerkapital nicht uns, sondern der Fremde dient. Jede Million ausländischen Kapitals bedeutet für uns nicht nur einen Abbruch an unserer wirtschaftlichen Selbständigkeit, sondern auch eine Verschlechterung der Chancen unserer geistigen Arbeiter. Kein Wunder, daß unter diesen Umständen gerade initiative Köpfe unserem Lande verärgert den Rücken kehren. In den staatlichen oder vom Bund oder den Kantonen unterstützten Betrieben, Eisenbahnen usw. sollte deshalb von dem obern technischen Personal ein schweizerisches Diplom verlangt werden, wie es für die Ausübung des ärztlichen Berufes gefordert wird. Wichtiger und wirksamer aber wäre es,

wenn unsere Privatbetriebe sich besser dessen bewußt würden, daß sie auf Schweizerboden stehen. Merkliche Besserung wird jedoch da nicht zu erwarten sein, so lange die Fremden einen so hohen Prozentsatz unseres Volkes ausmachen, und so lange so viel ausländisches Kapital bei uns arbeitet.

Wenn ich von Ablenkungsmaßnahmen sprach, so dachte ich in erster Linie an die Dezentralisation der Industrien, verbunden mit einer vernünftigen Siedelungspolitik, um im Handwerk und im bäuerlichen Gewerbe vermehrte günstige Existenzmöglichkeiten zu schaffen, unter anderen auch für solche, die sich sonst dem Studium zuwenden würden, ohne dazu die nötigen Voraussetzungen in sich zu tragen. Von den Vorzügen, die das Handwerk bietet, habe ich schon früher gesprochen. Die gleichen Vorbedingungen für das Wohlsein des Körpers und des Geistes bietet das Bauernleben mit seiner in der Familie zusammengefaßten Arbeitsgemeinschaft, seiner Tätigkeit im Freien und im beständigen Kontakt mit der Natur.

Indem ich die Grundlagen für einen gerechten und belebenden Wettbewerb in den wissenschaftlichen Berufen zu entwerfen versuchte, war ich mir wohl bewußt, daß ich im wesentlichen äußere Mittel vorschlug, vorschlagen mußte, wenn die Volksgemeinschaft damit etwas sollte anfangen können. Dabei darf es aber nicht bleiben. Wenn wir zu einem wirklich menschenwürdigen Zustand gelangen wollen, muß zu der äußern Neuorientierung sich eine innere gesellen. Immer wieder rufen Einsichtige der Menschheit zu, sie befinde sich auf falschen Wegen. Wird man auf sie hören? Man hat es schon erlebt, daß durch eine geistige Strömung große Teile der Menschheit aufgerüttelt und zu einer Art Bekehrung geführt wurden. Stehen wir am Anfang einer solchen Bewegung? Erkennen breite Schichten, daß das Grundübel unseres jetzigen Zustandes eine falsche Zielsetzung ist, eine verfehlte Auffassung vom menschlichen Leben und seinem Zwecke, und daß die Lösung des allgemeinen Unbehagens nur von innen heraus kommen kann? Man verspürt noch nicht viel davon. Vorderhand übertönt der Ruf nach materiellen Gütern alles und zwar in sämtlichen Volksschichten. Und doch wurde es der Menschheit schon vor längerer Zeit verkündet, daß wir nicht vom Brot allein leben, mit andern Worten, daß die Entfaltung und Erkämpfung des Göttlichen im Menschen, das zugleich das eigentlich Menschliche ist, das allgemeine große Ziel

unseres Lebens sein muß. Das untergeordnete berufliche Ziel aber soll sein: die Harmonie von Begabung und Tätigkeit und die Wiederbeseelung der Arbeit. Auf die gelehrten Berufsarten angewendet heißt das: Wer studieren will, sei sich darüber klar, daß ein akademischer Beruf nicht für die Mittelmäßigen ist, keine Sinekure werden darf, daß er an Anstrengung und auch an Entsagung alle andern übertrifft, daß er an und für sich nicht höher zu werten ist als ein Handwerk und erst durch hervorragende Leistungen seinen besondern Preis erhält. Oder wie sich F. Nietzsche ausdrückt: «Ich will es dahin bringen, daß es der heroischen Stimmung bedarf, um sich der Wissenschaft zu ergeben.»

Wir stehen in einer außerordentlich radikalen Zeit. Der Respekt vor dem historisch Gewordenen ist zerschmolzen. Nie war eine Zeit günstiger, Neues zu schaffen. So schaffe man Neues, aber mit erhobenem Sinn!

Schlussbetrachtung.

Jugendbildung und Volkswirtschaft lautet das Problem, das in den vorstehenden Arbeiten zur Darstellung kam. Sachkundige Führer haben ihre tiefgründigen Gedanken in Anregungen zusammengefaßt, die, wenn sie Verwirklichung finden, von Bedeutung sind für unser Land. In dem Aufbau dieser Arbeiten werden die Beziehungen der Jugendbildung zur Volkswirtschaft gezeigt, der Jugendbildung, die ein wesentliches Merkmal der Vorbedingungen der Volkswirtschaft ist und bleibt.

Wie muß unsere Jugendbildung gestaltet sein, damit sie das sichere Fundament bildet für die Volkswirtschaft, für die Existenzfähigkeit und Existenzberechtigung des Schweizervolkes? Welches müssen die innern und äußeren Voraussetzungen der Jugendbildung sein, damit diese den innern und äußeren Voraussetzungen eines daseinsberechtigten, lebenskräftigen Staatsganzen entspricht?

Und der Begriff der Jugendbildung, und der Begriff der Volkswirtschaft! Gibt es innerhalb der konfessionellen und der nach politischen Richtlinien gruppierten Gesichtspunkte der Jugendbildung einen gemeinsamen Begriff, ein gemeinsames Ziel der Bildung der Jugend in der Richtung der Volkswirtschaft? Gibt es innerhalb des Getriebes widersprechender Weltanschauungen und der Deutung des Begriffs der Volkswirtschaft einen Ruhepunkt der Übereinstimmung der Anschauungen?

Mag der Begriff der Jugendbildung, mag der Begriff der Volkswirtschaft so oder anders gedeutet werden: Ohne Jugendbildung keine Volkswirtschaft! Die Voraussetzungen und die Forderungen klarzulegen, die die verschiedenen Teilgebiete der Volkswirtschaft an die Jugendbildung stellen unter besonderer Betonung der schweizerischen Lebensfragen, das war die Aufgabe, die den Bearbeitern dieses Mahnwortes gestellt war. Das Wichtigste dabei war, mit Nachdruck festzulegen, welches das Bindeglied ist zwischen der Jugendbildung und der Volks-

wirtschaft. Lassen wir von allen differenten Erörterungen konfessioneller und politischer Art, wie auch Jugendbildung und Volkswirtschaft nach ihrem Inhalt und ihren Darstellungsformen gedeutet werden mögen: Hier liegt der Wesensgehalt der Darstellungen! Und dieses Bindeglied heißt:

Arbeit, Arbeit und noch einmal Arbeit!

In tiefgründiger Art und überzeugender Form wird gezeigt, wie das Fundament aller Jugendbildung im Elternhause liegt. Wie die Eltern die Keime der körperlichen Gesundheit, der intellektuellen, ästhetischen, sittlichen und religiösen Anlagen dem Kinde geben, so ist das Elternhaus die Stätte, wo die aufkeimende Saat der Jugendkultur ihren lebenskräftigen Nährboden findet, wo das Kind durch Pflege und Erziehung und durch die Macht des Beispiels die lebensfähige Gestalt annehmen muß. Wohl dir, Kind, wenn du einen einsichtigen Vater hast, der mit der starken Hand und dem weiten Blick Verständnis verbindet für die innersten Interessen der Jugend-erziehung! Heil dir, tausendmal Heil, wenn du eine gute Mutter hast, an deren Schalten und Walten du die Richtlinien findest zum sichern Aufbau und zur sittlichen Festigung deines innern Wesens! Glück zu, wenn die sozialen Verhältnisse des Elternhauses auch die weitem Vorbedingungen für eine lebenskräftige Erziehung der Kinder schaffen!

Haben Vater und Mutter durchwegs die Eigenschaften und das Verständnis für die Bedeutung der großen Aufgaben, die ihnen ihre Elternpflichten auferlegen? Haben sie und nehmen sie sich die für die Erziehung der Kinder notwendige Zeit?

Wie schlimm sieht es da noch aus nicht bloß im Hause des einfachen Mannes, auch in der Kinderstube der begüterten, die keine Existenzsorgen und keinen Mangel an äußern Lebensbedürfnissen kennen! Auf den Schultern von Vater und Mutter ruhen Kultur und Volkswirtschaft. Schafft den Vätern und Müttern Befähigung, Zeit, Gemütsiefe und soziale Lebensbedingungen, daß sie ihren Kindern eine gute häusliche Erziehung zu geben und die Kinder anzuleiten vermögen, zu wandern auf dem Wege der Tugend, der Pflicht und des Rechts, und ihr habt den Grund- und Eckstein gelegt für die gesunde Weiterentwicklung des heranwachsenden Geschlechtes in der Richtung der volkswirtschaftlichen Tüchtigkeit und Befähigung!

Viel wird getan und große Mittel werden aufgewendet von der Öffentlichkeit und der privaten Einsicht für die Jugendbildung. Aber erst spät und immer zu wenig noch erkennt man, wie fundamental die Befähigung der Mutter ist zum hauswirtschaftlichen Beruf und zur Leitung der Kindererziehung. Auch für sie selbst ist ihr Elternhaus die Stätte der Mutterschule. Durch Ausgestaltung der obligatorischen Fortbildungsschulen, durch besondere Veranstaltungen für die hauswirtschaftliche Ausbildung und für die Anleitung in der Kindererziehung soll allen Mädchen die Gelegenheit gegeben werden, sich in vermehrtem Maß einen Schatz von Kenntnissen, Aufmunterungen und Fertigkeiten anzulegen für ihre späteren Lebensaufgaben. Die Hauptsache aber ist die innere Eignung, die Berufung!

Das Elternhaus, nicht allein als der Inbegriff von Vater, Mutter und Geschwistern, sondern auch in seiner äußern Gestalt und seiner Umgebung soll dem Kinde eine Heimstätte sein für den Aufbau seines innern Lebens. Fort mit dem Kasernenbau, fort mit den engen, düstern, moderigen Wohnungen, den Brutstätten der Krankheitskeime für Leib und Seele! Staat, Gemeinden und Gesellschaften sollen zusammenwirken zur Anbahnung des kleinen Wohnungsbaues als der Grundlage zur Pflege eines lebenskräftigen und lebensfreudigen Familienlebens, als Stätte der Anleitung des heranwachsenden Geschlechtes zu einem tätigen Leben, zur Arbeit! Die Lebensenergien der Tüchtigkeit, des Pflichtbewußtseins, des Verantwortlichkeitsgefühls und der Arbeitsfreude müssen hier, im Elternhaus, gelegt werden. Wie «ein tiefer Ernst oft liegt im kind'schen Spiel», so muß die Mutter namentlich es verstehen, das Kind mit Liebe und mit konsequentem Handeln zu leiten durch das Spiel zur Arbeit, sachte und unmerklich, doch sicher und zielbewußt. Nur der Mensch ist wert, daß ihm ein menschenwürdiges Leben beschieden sei, der arbeiten gelernt hat, arbeiten von frühester Jugend an und sich so im schönsten Sinne im Elternhaus die Aussichten geholt hat, ein Arbeiter zu werden, ein Arbeiter in des Wortes vollster Bedeutung. Alter, physische und geistige Gebrechen, Krankheit bedeuten Hemmungen, die die ausgleichende Gerechtigkeit in den sozialen Fürsorgewerken vom allgemeinen Menschlichkeitsstandpunkt und der Solidarität aus zu heben hat.

Was das Elternhaus begonnen, setzt zunächst die Schule fort. Thomas Scherr, der Begründer der zürcherischen Volksschule, definierte anfangs der dreißiger Jahre des vorigen Jahrhunderts den Zweck der Volksschule mit den Worten: «Die Volksschule soll die Kinder aller Volksklassen nach übereinstimmenden Grundsätzen zu geistig tätigen, bürgerlich brauchbaren und sittlich guten Menschen heranbilden.» Diese Definition hat der zürcherischen Volksschule den Stempel gegeben mit der einzigen Änderung, die der Große Rat damals getroffen, indem er den Ausdruck «sittlich-gut» durch «sittlich-religiös» ersetzte. Eine tiefe Wahrheit liegt noch jetzt in der bald hundertjährigen Deutung der Aufgabe der Volksschule.

Die Volksschule muß der Werkplatz sein zur Vertiefung und Anwendung der im Elternhaus gewonnenen Eigenschaften der Pünktlichkeit, der Gewissenhaftigkeit, der Pflichttreue, der Arbeitsfreude, der Charakterstärke. Nicht auf das Ausmaß der im Unterricht gewonnenen Fertigkeiten im Lesen, Schreiben und Rechnen und in der Ansammlung von Kenntnissen kommt es letzten Endes an, sondern auf die Schaffenstüchtigkeit.

Mit Recht betont die neuere Schule die Notwendigkeit des Ausbaues und der Durchführung des Arbeitsprinzipes im Unterricht und die vermehrte Würdigung der Bedeutung der Knabenhandarbeit. Wie der bisherige Mädchenhandarbeitsunterricht und wie der hauswirtschaftliche Unterricht muß der Knabenhandarbeitsunterricht obligatorisch sein in der Volksschule und in bestimmten Formen an der Mittelschule einen Platz erhalten, selbst wenn dadurch eine Einschränkung des Umfangs des Wissenstoffes nötig wird. Keine Schulerziehung darf aber bei der geistigen und manuellen Förderung der Jugend stehen bleiben, sie muß die Jugend dienst- und hilfsbereit machen; sie muß die sozialen Gefühle in der Jugend wecken und kräftigen, das solidarische Zusammenarbeiten fördern und dem heranwachsenden Geschlecht so den Weg weisen zur sittlichen Tat. Nur so wird die Jugend gekräftigt in der sozialen Gesinnung und in der Werkfähigkeit.

Ein Hauptübelstand, der einem grundlegenden Ausbau der Schulbildung entgegensteht, sind vielfach noch die großen Klassenbestände. Wenn die Schule ihre Aufgabe in vermehrtem Maß vertiefen soll, so müssen die Schülerzahlen so angesetzt werden, daß gegenüber dem Herdenunterricht mit 60, 70 und

noch mehr Schülern vermehrte Rücksicht auf die individuellen Anlagen des Kindes Geltung erhalten kann in den Klassenbeständen sowohl, wie im Ausbau und der Differenzierung des Schulorganismus.

Alle Vorschriften aber und alle Schönmalerei von Zweck und Ziel der Schule sind nichts, wenn nicht der Lehrer die Eigenschaften hat, als das vornehmste aller Veranschaulichungsmittel der Schule zu dienen. Die Lehrerbildung muß ihn tüchtig machen für seinen Beruf und dessen neueren Forderungen. Aber die Tüchtigkeit muß im Grunde liegen in seinem ganzen Wesensgehalt, in seiner seelischen Eignung zum Erzieher und zum Lehrer. Nicht ein bloßer Stundengeber soll er sein. Mit der ganzen innern heiligen Flamme der Erkenntnis seiner Aufgabe, dem Pflichtbewußtsein und dem tiefinnersten Drang muß er seine Pflichten erfüllen auf dem Werkplatz der Schule und der Humanität. Er muß die Schüler anzuleiten und anzuspornen verstehen zu einem sittlichen Lebenswandel und zum Arbeiten auch nach dem Verlassen der Schule nach beendeter Schulpflicht und zwar nicht nur in ihrem Beruf, sondern unausgesetzt an sich selbst, damit sie den Weg suchen und finden, um durch die Selbsterkenntnis zur Selbstbeherrschung und zur Selbstveredlung zu gelangen.

Es ist nur zu wahr, was ein Pädagoge des 17. Jahrhunderts (J. A. Comenius) gesagt hat: «Die Faulheit der Schüler muß durch den Fleiß der Lehrer gehoben werden.» Der pflichttreue, arbeitsfreudige Lehrer aber hat alsdann Anspruch auf eine seiner Bedeutung für die Jugenderziehung, das Volksleben und die Volkswirtschaft entsprechende Lebensstellung. Auch hier hat die Öffentlichkeit vielerorts noch Pflichten zu erfüllen, denen sie sich nicht durchgängig bewußt ist.

Einsichtige Väter und Mütter, tüchtige Lehrer und Lehrerinnen und dazu menschenwürdige Lebensbedingungen: Wie müssen sie nicht in treuem Zusammenwirken gestaltend wirken auf die Gegenwart und die Zukunft eines tüchtigen Geschlechts und einer lebenskräftigen Entwicklung der Volkswirtschaft!

Immer und immer wieder muß sich der Freund des Vaterlandes dabei sagen: Arbeiter braucht die Volkswirtschaft, Arbeiter! Groß und mannigfaltig sind die Arbeitsmöglichkeiten

und die Arbeitsgelegenheiten, die das Leben schafft. In ausgedehnter Differenzierung offenbart sich die Arbeitsfähigkeit.

Keine Arbeit ist eine Schande, und wenn sie noch so schmutzig ist und noch so niedrig und gering erscheint. Eine Schande aber ist es, wenn einer, möge er hoch oder niedrig sein, müßig einhergeht im Leben, wenn er die Befähigung zur Arbeit hat, den Arbeitsgelegenheiten aber sich entzieht. All die großen und kleinen Müßiggänger und Arbeitsverächter, sie schädigen die Volkswirtschaft, indem sie am Lebensmark des Volkes nagen und Unsittlichkeit und Verbrecher züchten.

Arbeiter braucht die Volkswirtschaft, Arbeiter!

Darum ergeht der Ruf: Jeder lebensfähige Mensch soll einen Beruf erlernen! Berufsberatung, Lehrstellenvermittlung, Lehrlingsfürsorge müssen in vermehrtem Maße Aufgabe der Öffentlichkeit werden, und die Berufspflicht sollte für das männliche und für das weibliche Geschlecht von Gesetzes wegen ebenso gut gefordert werden, wie es eine Militärpflicht und eine Steuerpflicht gibt. Neben einem Gesundheitsausweis ist der Ausweis über erworbene oder in der Vollendung begriffene berufliche Befähigung und volkswirtschaftliche Einwertung die Voraussetzung für die Ehefähigkeit, wobei für die Frau die hauswirtschaftliche Befähigung als Grundbedingung des Berufsausweises gilt.

In überzeugender Weise ist in den vorstehenden Arbeiten nachgewiesen worden, welche Forderungen an die Jugendbildung gestellt werden müssen von der Landwirtschaft, von Gewerbe und Industrie, von Kaufmannschaft und Handel, von den gelehrten Berufsarten. Jede dieser Lebensrichtungen verlangt tüchtige Arbeitskräfte, innerlich gefestigt im Charakter, ausgerüstet mit dem Sinn für Sparsamkeit und Lebensernst, mit Kenntnissen und Fertigkeiten. Die berufliche Tüchtigkeit des heranwachsenden Geschlechts, die sich kundtut in der Qualitätsarbeit, ist das sicherste Abwehrmittel gegen die drohende Überfremdung in den für die Volkswirtschaft besonders wichtigen Berufsarten. Vergessen wir dabei nicht: Die berufliche Tüchtigkeit ist es auch, die vielen Schweizern im Ausland in der Landwirtschaft, in Gewerbe und Industrie, in der Technik, im Handel eine angesehene Stellung verschafft hat! Das darf bei all den

mehr oder minder berechtigten Abwehrmaßnahmen gegenüber der Überfremdung denn doch nicht verschwiegen werden.

Wenn so die Lebenstüchtigkeit die Grundlage ist des Fortkommens des einzelnen und den Ausbau der volkswirtschaftlichen Bedeutung unseres Landes wesentlich bedingt, und minderwertige Elemente, in welcher Richtung auch die Minderheit sich darstellt, nie einen bevorzugten Platz sollten behalten können, so hieße es, das menschliche Wesen schlecht verstehen, wollte man sich dem Glauben hingeben, daß jeder Mensch zu einem volkswirtschaftlich vollwertigen und ertragreichen Glied der menschlichen Gesellschaft durch äußere Mittel gestaltet werden kann. Die Natur trifft auch da ihre Auswahl. Die neuzeitlichen Bildungseinrichtungen legen mit Recht ein wesentliches Gewicht darauf, durch prophylaktische Mittel mildernd zu wirken. Können solche Elemente auch reduziert erwerbsfähig gestaltet werden, so reduziert sich für sie die soziale Fürsorge der Öffentlichkeit mit jeder Steigerung der Erwerbsmöglichkeit.

Und dann darf weiter eines nicht verschwiegen werden! Gewiß ist es dringendes Gebot, daß jeder junge Mann, jede junge Tochter einen Beruf erlerne. Es gibt aber eine große Zahl von Nebenarbeiten, die auch besorgt werden müssen, ohne daß sie eine eigentliche Lehrzeit erfordern und die ein Lebensauskommen sichern, so im Fabrikbetrieb, in der Bebauung des Bodens, im Gewerbe, im Geschäftsleben. Auch da sind Arbeitskräfte notwendig. Auch hier ist Gelegenheit zur Förderung der Volkswirtschaft.

Ergeben sich so die Richtlinien der Jugendbildung in ihren Beziehungen zur Volkswirtschaft als Anleitung zur Arbeit, so haben die Kriegsjahre eine Einschränkung gezeitigt, die nicht ohne Einfluß auf die öffentlichen und die privaten Lebenserscheinungen sein kann. Es ist die Reduktion der Arbeitszeit. Ist diese eine physische Notwendigkeit für alle Berufsarten, die in besonderem Maß die körperlichen und geistigen Kräfte namentlich in geschlossenen Betrieben in Anspruch nehmen — die Landwirtschaft allerdings verspürt naturgemäß wenig davon — so wird die mit der verkürzten Arbeitszeit verbundene vermehrte Freizeit zum Verderben, wenn nicht geeignete, für Körper und Geist bestimmte, freie Beschäftigungsmittel einsetzen. «In müß'ger Weile schafft der böse Geist»,

sagt Schiller im Wallenstein. Wie wohltätig wirkt zur schönen Jahreszeit die Beschäftigung mit Gartenarbeit, die nicht nur den Körper erfrischt, den Sinn heitert, sondern auch den Lohn der Arbeit einträgt! Wie schön, wenn diese Arbeit nicht auf ein lediglich gepachtetes Grundstück, sondern auf Eigenland ausgeführt werden kann und die Kultur des Bodens gesteigert den Nutzen der Arbeit sichert! Ist nicht auch das Pflege der Volkswirtschaft, nicht auch das eine volkswirtschaftliche und zugleich eine vaterländische Tat? Wie, wenn diesem «Nütze die Zeit!» gegenübergestellt wird jene bedauerliche Erscheinung des sinnlosen Verprassens des mühsam verdienten Lohnes, des Vergeudens von Zeit und Geld in einer muffigen und sumpfigen Spelunke oder bei einem jodelnden, geschminkten Vergnügungszauber, auch beim Sinnenkitzel der Kinobrunst oft zweifelhaften Charakters!

Weitere Bildungseinrichtungen müssen für das erwachsene Geschlecht geschaffen werden. Wenn auch leider zu befürchten ist, daß gerade die sie nicht benützen, für die sie nötig sind: sie müssen geschaffen und ausgebaut werden. Man hat hiezu die Bezeichnung «Volkshochschule», ein fremdes Gewächs, auch bei uns eingeführt. Trifft diese Bezeichnung den Sinn, entspricht sie dem Bedürfnis? Es darf sich nicht darum handeln, irgend den Hochschulbetrieb auf die Volksbildungsbestrebungen überzupflanzen, wenigstens nicht, wenn man sich auf bloße Vorlesungen und Vorträge beschränken wollte. Volkshochbildungskurse sollen es sein, die eher dem Seminarbetrieb der Hochschule und den Laboratoriumsübungen gleichen, wo der Vortragende mit den Hörern in direkte innere Beziehungen tritt und so in vermehrtem Maß fördernd für sie einzuwirken vermag. Die Hörer sollen angeregt werden, selbst Fragen an den Vortragenden zu stellen; diese gerade bilden einen sichern Gradmesser für das Interesse und das Verständnis des Dargebotenen.

Die Volkshochbildungskurse sollen belehrenden Charakter haben. Der Besucher will gerne einen praktischen Nutzen für seinen Beruf und für das Leben überhaupt daraus ziehen. Das geschieht, wo es sich um Darbietung der Fortschritte der Technik handelt. Aber die ganze Bewegung der Volkshochbildungskurse käme auf eine schiefe Ebene, wenn sie dem Utilitätsprinzip allein folgen würde. So wertvoll vom Standpunkt des prakti-

schen Lebens aus diese belehrenden Volksbildungskurse sind, so verlieren sie an Bedeutung, wenn nicht parallel damit praktische Gesinnungspflege erfolgt. Ohne Rücksicht auf die konfessionellen Bedürfnisse, deren Erfüllung der Kirche und ihren Organen obliegt, und der Betonung der politischen Gesichtspunkte, der sich die politischen Parteien und die Presse annehmen, sollte es doch noch eine Gesinnungspflege geben, die weitmöglichst allen gerecht wird. Wie wirken nicht hierfür Literatur, Kunst, philosophische Probleme, Kulturgeschichte, Erziehungswissenschaften!

In jeder Stadt, in jeder großen Ortschaft industriellen Charakters, auch in den Landgemeinden sollten aus Männern und Frauen, welcher Konfession, und welcher politischen Richtung sie auch angehören, Bildungsausschüsse geschaffen werden zur Durchführung von solchen Volksbildungskursen. Berufen als Leiter und Lehrer sind die Geistlichen und die Lehrer aller Schulstufen. Berufen sind die Lehrer der Hochschule; sie steigen von ihren Lehrkanzeln herab und sprechen «Durch den Willen des Volks» zum Volk! Berufen sind die Männer der Berufstüchtigkeit, der Technik, die Lehrgeschick mit besonderer Sachkenntnis verbinden, die Frauen mit weitem Blick und offenem Sinn für die Aufgaben der Frau und der Allgemeinheit! Berufen sind alle, die Werte zu vergeben haben, die dem Ganzen dienen!

Das aber wird sich dabei sagen: Es ist leichter vor einem Auditorium höherer Semester zu sprechen, als in einem solchen Volksbildungskurse. Im Lehrton, in der Stoffauswahl und Stoffbehandlung muß der Vortragende hinaufsteigen, auch sich herablassen zum Interessekreis und zu der Fassungskraft seiner Hörer.

Wo sollen solche Bildungsgelegenheiten abgehalten werden? Die Schulhäuser und die Schulbank haben einen gewissen Beigeschmack der Schulmüdigkeit, der nicht jedermann genehm ist. Anzustreben ist vor allem die möglichste Verbreitung der Einrichtung von Gemeindepaläen mit Vortragslokalitäten, mit Beschäftigungswerkstätten, mit Lokalen für edle Vergnügungszwecke, mit Lesegelegenheiten, mit einer Bibliothek ausgewählter Lesestoffe, mit einem Garten zur Pflege der Pflanzenkenntnis und zur Erholung.

In Ergänzung von Elternhaus, Schule und Kirche und den Einrichtungen der Berufslehre müssen Volksbildungskurse und Gemeindehäuser Bildungsstätten werden von dauernder Wirkung auf unser Volkstum und auf unsere Volkswirtschaft.

Blicken wir zurück auf die Resultate dieser Arbeitenserie, so ergeben sich für das Verhältnis der Jugendbildung zur Volkswirtschaft folgende Forderungen:

1. Hebung des Familienlebens, Förderung des Verantwortlichkeitsgefühls der Eltern, des Familienbewußtseins des Vaters, des haushälterischen Sinnes und der Eignung der Mutter für den Mutterberuf; Ausgestaltung der Einrichtung des Familienkreises und des Siedelungswesens.

2. Ausbau der allgemeinen Volksschule als Pflegeanstalt der körperlichen und geistigen Anlagen des Kindes, der Übungen der Hand, des Verstandes und des Gemüts, der Festigung des Charakters, des sozialen Sinnes des heranwachsenden Geschlechts.

3. Ausgestaltung der Bildungs- und Fürsorgeeinrichtungen für die berufliche Tüchtigkeit der Knaben und Mädchen in landwirtschaftlicher, gewerblicher, kaufmännischer und hauswirtschaftlicher Richtung, der Förderung der Tüchtigen in den Geistesberufsarten unter besonderer Betonung der Charakterbildung, Verallgemeinerung der Berufsberatung, der Lehrlingsstellenvermittlung, der Lehrlingsfürsorge und des Stipendienwesens, des letztern mit Einschluß von Handwerk und Gewerbe.

4. Schaffung von Bildungsgelegenheiten für das erwachsene Geschlecht zur Nutzbarmachung der durch die reduzierte Arbeitszeit hervorgerufenen vermehrten freien Zeit durch Einrichtung von Gemeindehäusern, von Volksbildungskursen, öffentlichen Lesesälen, Volksbibliotheken und Volksunterhaltungsabenden mit Unterstützung der Öffentlichkeit und unter Mitwirkung geeigneter Lehrkräfte der Lehranstalten aller Stufen und der Kirche, von Männern und Frauen mit Eignung und volkswirtschaftlicher Einsicht und Verständnis für die Lebensinteressen des Volkes.

So bildet die Jugenderziehung die Grundlage für die Volkswirtschaft! Das Bindeglied aber heißt:

Arbeit! Arbeit! Arbeit!